Der
Ritter von Pampelonne.

Roman

von

A. von Gondrecourt.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Diezmann.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Erstes Capitel.

Die Hand.

Das Zigeunermädchen eilte hinzu, um zu erfahren, was so eben geschah, und fragte durch das Schloß, wer da sey.

»Es liegt mir gerade nicht sehr viel daran zu Euch hinein zu kommen,« antwortete Pampelonne draußen vor der Thür, »denn ich habe andere Mäuse zu schwänzen, aber rufet sofort den Vicomte von Gourdon.«

Gourdon küßte nochmals die Hand der Venetianerin und eilte dann nach der Thür.

»Muth, Herr Capitän,« flüsterte ihm die Zigeunerin zu, »wenn Ihr auch die Citadelle verliert, Ihr gewinnt...«

Der Vicomte sah Venezia freundlich an. War es doch das zweite Mal, daß ihm das Mädchen ein Trostwort zusprach.

»Nun,« rief der Gascogner ungeduldig draußen, »kommt der Vicomte oder kommt er nicht?«

»Da bin ich schon. Was willst Du? was gibt's? Kommt etwa der Prinz an?«

»Vom Prinzen ist gar nicht die Rede . . . Rochemorte ist eben gefallen.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage was ich weiß, was ich sah. Der Brave machte die Runde mit mir, und als ich ihn aufforderte durch eine Schießscharte hinaus sich einen Mönch anzusehen, welcher auf den Palissaden ritt mit dem Gewehrlauf auf der Schulter, steckte er den Kopf hinaus und zog ihn gleich darauf zurück, um todt in meine Arme zu sinken. Der Mönch, der mich wahrscheinlich bemerkt, hatte geschossen, und unsern armen Cameraden mitten an die Stirn getroffen, so daß er weder Hand noch Fuß regte. Der Mönch, der ahnen mochte, was er angerichtet hatte, rief: »Nummer Eins« und ich hörte ihn laut lachen.«

»Hast Du ihm keine Antwort gegeben?«

»Ich hatte nur meinen Degen. Seltsam! Der Mönch sieht von weitem wie der aus, welcher du Halot bei dem Rädern tröstete, und das ist für mich ein böses Anzeichen.«

»Warum?«

»Weil er mein Todfeind ist. Ein anderesmal will ich Euch die Geschichte erzählen.«

»Der Teufel! unsere Sache fängt an schlecht zu gehen. Schnell Rochemorte begraben! Ein großer Verlust für die Partei... Er hatte geschworen, nicht lebendig von hier abzuziehen...«

»Ja, ich aber habe gerade das Gegentheil geschworen.«

»Was sagst Du?«

»Ich habe gar keine Lust meine Haut in diesem Neste zu lassen.«

»Ich auch nicht... Aber Du willst Dich doch hoffentlich nicht ergeben?«

»Pfui!«

»Dann werden wir wie ehrliche Soldaten fallen.«

»Das ist nicht anzunehmen.«

»Was könnten wir sonst thun? Fliehen? das ist schmachvoll.«

»O fliehen so lange wir noch die Mauern besitzen können, wäre unehrlich, aber so ganz unsinnig kommt mir das Fliehen nicht vor, wenn Brissac wieder hier eingezogen ist und die Katholiken Herren da sind.«

»Wie das aber anfangen, Männchen? Du hast bisweilen seltsame Einfälle.«

»Das ist mein Geheimniß.«

»Hol der Teufel deine Geheimnisse. Wie viele Geheimnisse trägst Du mit Dir herum?«

»Jetzt wollen wir zu Rochemorte gehen,« entgegnete Pampelonne.

Die Belagernden unternahmen einen kräftigen Sturm noch an demselben Tage, wurden aber übel empfangen. Pampelonne und Gourdon thaten Wunder und steckten die Degen erst wieder ein als sie mit Ruhm und Blut bedeckt waren.

Da begnügten sich Joyeuse und Brissac den Platz aus ziemlicher Ferne zu beschießen, um ihre Truppen zu schonen, die von den Hugenotten viel gelitten hatten.

Der Prinz von Condé indeß kam nicht und die Nacht umhüllte die Citadelle mit ihrem Schatten, ohne daß die Belagerten irgend eine Kunde von ihrer Partei erhalten hatten.

Gourdon, der sich ganz seinen Pflichten als Commandant und Soldat widmete, verließ seinen Posten nicht. Jede Stunde aber schickte er seinen Pagen zu der Signora Fabiani, um ihr sagen zu lassen, wie es stehe und er hörte nicht

auf sie zu bitten, das Castell zu verlassen, das seiner Berechnung nach nicht drei Tage widerstehen könne.

Die Venetianerin blieb unerschütterlich in ihrem Entschlusse und antwortete auf die Bitten des Vicomte nur mit Ermahnungen und Ermunterungen, die seine Kräfte verdoppelten und seinen Muth noch höher steigerten.

Nach dreitägigem verzweiflungsvollen Kampfe war endlich die Besatzung auf zehn Mann und unsere beiden Helden zusammengeschmolzen. Die Soldaten sprachen vom Capituliren und daß es unmenschlich sey sie zu opfern, indem man sie noch länger der Wuth der Gegner aussetze.

Pampelonne, der in jeder Nacht Lebensmittel, Wein und einen ziemlichen Vorrath von Wasser in seinen unterirdischen Zufluchtsort hinuntergeschafft, hatte auch einige Werkzeuge hinzugefügt, z. B. eine große Zange, Meißel und Hammer. Auch Munition hatte er nicht vergessen und Waffen, so daß sein Gewölbe ein Magazin und Arsenal geworden war.

Als der Gascogner sah, daß nur noch zehn Soldaten übrig waren, daß überdies unter diesen einige Verwundete sich befanden, als er hörte, daß sie sich ergeben wollten, als er sich überzeugte, daß die Kugeln der Katholischen Bresche schossen, hielt er Rath mit seinem Freunde.

Gourdon war der Meinung den aufrührerischesten der Soldaten auf den Wällen aufzuknüpfen, tapfer auszuhalten und sich in die Luft zu sprengen.

Dieses Auskunftsmittel kam dem Gascogner zu barbarisch vor und er wußte seine Ansicht so vorzutragen, namentlich auch die Lage der schönen Signora so hervorzuheben, daß er den Vicomte zu seiner Meinung bekehrte, — zu capituliren.

Man gab den Belagernden Zeichen und der Herzog von Joyeuse ließ durch einen Parlamentär seine Bedingungen überbringen. Nach diesen sollte der Mannschaft das Leben geschenkt werden, die Offiziere aber sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Gourdon sah Pampelonne an und Pampelonne antwortete, er für seine Person nehme die Capitulation an, wie unangenehm sie ihm auch vorkomme.

Ein Römer hätte sich nicht großherziger zeigen, das Opfer nicht mit größerm Gleichmuthe bringen können.

Gourdon wollte hinter dem Freunde nicht zurückbleiben und ging also die Bedingung ebenfalls ein.

Die Feindseligkeiten wurden sofort eingestellt und eine Stunde später sollten die Thore des Castells dem Grafen von Brissac geöffnet werden.

Die Besatzung wollte die beiden Offiziere im Triumphe umhertragen, aber sie entzogen sich dieser Ehrenbezeigung.

»Nun,« sagte Pampelonne zu Gourdon, »zeiget eurer Prinzessin an, sich auf das erste Zeichen, das ich unter ihrem Fenster geben werde, bereit zu halten ... Es handelt sich darum, aus dieser Patsche hinweg zu kommen . . . Lauft! aber nur keine großen Packete! Ihr steckt die Pistolen in den Gürtel und nehmt einen großen Mantel.«

Der Vicomte eilte, ohne ein Wort zu erwiedern, nach den Zimmern der Venetianerin. Als die Zigeunerin ihn einließ, ergriff er die Hand derselben und sagte:

»Pistolen und einen großen Mantel, schnell, mein Kind!«

Venezia zeigte auf das Zimmer ihrer Gebieterin und eilte zu den Waffen des Herrn von Brissac.

»Signora,« sagte Gourdon zu der Geliebten, »hüllet Euch in euren Mantel, nehmt euren kostbarsten Schmuck und folget mir: wir ziehen ab.«

»Wohin wollet Ihr mich führen?«

»Das weiß ich noch nicht, um jeden Preis will ich Euch aus dem Castell fortbringen, das binnen einer Stunde nicht mehr in unserer Gewalt ist. Ich habe capitulirt.«

»Unter welchen Bedingungen?«

»Daß meinen Soldaten das Leben geschenkt wird, daß wir, Pampelonne und ich, in den Tod gehen.«

»Unglückseliger!« rief die Venetianerin aus. »Und Ihr sagt, Ihr liebt mich?«

»Ich beweise es Euch dadurch, daß ich zu fliehen wage.«

»Zu fliehen wage?«

»Ja, Signora; es ist das erste Mal, daß ein solches Unglück mich trifft.«

»Ich begreife, treuer Freund, und Ihr erlangt dadurch neuen Anspruch auf meine Achtung.«

»Ich danke Euch . . . Aber eilt, ich bitte!«

»Geht allein; ich würde Euch auf eurer Flucht hinderlich seyn und sie verzögern . . . Meine Pflicht verlangt, daß ich hier bleibe.«

»So bleibe ich auch,« antwortete der Vicomte, indem er den Mantel, den er aus der Hand der Zigeunerin genommen hatte, auf einen Stuhl warf.

In diesem Augenblicke zerschlug ein Stein, der aus dem Hofe heraufgeworfen wurde, zwei Scheiben in einem Fenster des Zimmers.

»Was ist das?« fragte die Italienerin. »Siehe nach, Venezia.«

»Mein braver Pampelonne ruft uns,« antwortete Gourdon, der hinzusetzte, indem er an das Fenster trat: »ich werde ihm zurufen, daß er allein gehen möge.«

»Kind!« flüsterte die Venetianerin und hielt Gourdon am Arme zurück. »Tretet in dieses Zimmer, ich bin sofort wieder bei Euch.«

Gourdon bedeckte die Hand der Signora Fabiani mit Küssen und gehorchte. Pampelonne aber warf in seiner Ungeduld noch drei oder vier kleine Steine gegen die Fenster, indem er so ein Dutzend Scheiben zertrümmerte.

»Du richtest die Meubles Cossé's gut zu!« rief ihm Gourdon lachend zu. »Jede dieser bemalten Scheiben ist wenigstens zwanzig Thaler werth.«

»Ja, aber sie wiegen sämmtlich meinen kleinen Finger nicht auf und Ihr vergesset, daß der Henker dicht hinter uns ist . . . Glaubt die Dame zum Ball zu gehen, daß sie sich so lange putzt?«

Als Gourdon antworten wollte, fühlte er die Hand der Venetianerin auf seiner Achsel. Er drehte sich herum.

Die Signora Fabiani und das Zigeunermädchen hatten vor dem Gesichte die schwarze Sammetmaske, welche damals alle Damen auf der Reise trugen.

»Habt Ihr eure Juwelen mit Euch genommen?« fragte Gourdon.

»Wir haben Alles, was wir mitnehmen konnten,« antwortete die Zigeunerin.

»So wollen wir gehen.«

Pampelonne stampfte mit den Füßen auf das Pflaster unten und gesticulirte ungeduldig. Wie sein Freund hatte er sich in einen großen Mantel gehüllt. Als er den Vicomte mit den beiden Frauen erblickte, sah er sich um, ohne irgend

der Galanterie seinen Zoll zu bringen und da er nichts Verdächtiges bemerkte, rief er halblaut:

»Folgt mir!«

Mit großen Schritten ging er nach dem Cisternenhofe hin. Die geheime Thür dort öffnete er vor den verwunderten Blicken Gourdon's, dann ließ er alle in den Gang hineintreten, schlug seinen Mantel auseinander, gab Gourdon die Laterne, schob den Eisenstab sorgfältig wieder vor das Schloß, zog die Thür hinter sich zu und verschloß sie.

»Nun sind wir in Sicherheit,« sagte er mit seiner Fuchsmiene.

»Weißt Du es gewiß, daß man uns nicht beobachtet hat?« fragte der Vicomte, der zu träumen glaubte.

»In diesem Augenblicke müssen unsere zehn Soldaten, die ich in den ersten Hof vorgeschickt habe, das Thor den Belagernden übergeben. Horcht! Hört Ihr das Geschrei?«

»Ich höre es,« antwortete die Zigeunerin.

»Die guten Leute aus Angers suchen uns wahrscheinlich . . . Sie werden sich sehnen uns sobald als möglich öffentlich auszustellen oder vielmehr auszuhängen. Die Spitzbuben! Ich wette sie hätten uns auf den Bäumen aufgebaumelt. Nun sie werden suchen, aber gegen die Worte der Bibel nicht finden.«

»Dieses Versteck ist also vollkommen sicher?« fragte die Venetianerin mit bebender Stimme.

»Es ist außer mir Niemanden bekannt, Madame.«

»Ach, warum ist mein unglücklicher Vater nicht bei mir! Hier wäre er außer Gefahr, während jetzt sein Leiden qualvoll seyn muß.«

Pampelonne konnte zur Beruhigung dieses gerechten Schmerzes nichts antworten. Er war nur zu sehr von der

schrecklichen Lage überzeugt, in welcher sich der verlassene Gefangene befinden mußte, hatte aber auch den Muth kalter Resignation, wenn alle Hoffnung geschwunden.

»Aber wie hast Du alles dies ausgemittelt?« fragte Gourdon, um das Gespräch von diesem traurigen Gegenstande abzulenken.

»Ich muß gestehen, daß Ihr eine grenzenlose Sucht besitzt, die Geheimnisse anderer Leute zu erfahren. Still! Man kommt!«

Die Geflüchteten hörten mehre Soldaten und Bürger hin und hergehen, sprechen, fluchen, lachen, singen und drohen.

»Nun, lieber Graf,« sagte eine Stimme, »das Nest hätten wir, aber die Vögel sind ausgeflogen.«

»Das ist Joyeuse!« flüsterte Gourdon dem Ritter zu.

»Sie haben auch wohl gethan auf uns nicht zu warten,« sagte der, welchen Joyeuse Graf genannt hatte, »denn ihr Prozeß würde nicht lange gedauert und Jacques, der gute Jacobiner, gern für ihre arme Seele gebetet haben wie für du Halot, nicht wahr, Pater?«

»Von ganzem Herzen,« antwortete eine dritte Stimme, die des Jacques Clement, der sich eben an der eisernen Thür befand und an den Stäben derselben wie in Gedanken umhergriff.

»Cossé-Brissac ist dabei!« sagte Gourdon.

»Und mein Todfeind,« dachte der Gascogner, der den Mönch vor sich stehen zu sehen glaubte. »Folget mir, meine Damen,« sagte er leise; »wir sind hier zu nahe an der Ewigkeit. Hierher.«

Er führte die Seinigen an die zweite Thür und blieb da stehen.

»Hier können wir nichts Besseres thun,« sagte er, »als uns niedersetzen und geduldig die Mitte der Nacht und den Schlaf unserer Sieger abwarten.«

Der Rath wurde angenommen und die vier Personen, deren Seelen gleich stark waren, fanden noch Mittel die Stunden eines so peinlichen Wartens ziemlich angenehm zu vertreiben, der Eine, Pampelonne, durch sein närrisches Reden, Gourdon durch Geschichten von Schlachten und Turnieren, die Venetianerin durch Mittheilungen der Meisterwerke des Dichters Alighieri, die sich auf ihren Schmerz bezogen, die Zigeunerin durch Erzählungen von dem blutigen Unglück ihres verbannten Stammes.

Endlich war der Augenblick gekommen die Flucht zu versuchen.

Pampelonne öffnete die zweite Thür und führte seine Freunde auf die Treppe, nachdem er wieder zugeschlossen hatte. Die Flüchtlinge stiegen die hundertundzwanzig Stufen hinab, welche an die Oeffnung führten. Mit Hilfe des kräftigen Armes Gourdon's hob der Ritter die Platte auf, welche jene Oeffnung verschloß und steckte den Kopf hinaus, um sich umzusehen und zu horchen.

Er hörte nichts als das Pfeifen des Windes, der einem nahen Gewitter vorauszog. Es war völlig finster.

»Da ist der Weg,« sagte der Ritter zu Gourdon; »gehet voraus, um den Damen die Hand reichen zu können.«

Gourdon schlüpfte vorsichtig durch die Oeffnung, welche, wie gesagt, in gleicher Höhe mit dem Boden des

Grabens herausführte; dann reichte er der Venetianerin die Hand und die Zigeunerin folgte.

»Komm Du nun,« flüsterte der Vicomte dem Gascogner zu; »wir sind gerettet.«

»Dann wünsche ich glückliche Reise, Freunde, und gehabt Euch wohl!« antwortete Pampelonne. »Ich habe hier noch Einiges abzumachen . . . geht nur . . . Rechts, etwa zwanzig Schritte von hier, werdet Ihr eine Böschung finden, die leicht zu ersteigen ist. Lebet wohl, mein lieber Gourdon. Wenn Ihr den Prinzen von Condé sehet, sagt ihm, ich hätte mein Mögliches gethan, um die Citadelle von Angers zu nehmen und nicht wieder zu übergeben.«

»Aber, närrischer Kauz, was willst Du da unten, wie eine Maus im Loche, vornehmen?«

»Das ist mein Geheimniß . . . zum Teufel! Ihr seyd und bleibt der neugierigste Mensch in Frankreich und Navarra.«

Um der Sache ein Ende zu machen, ließ der Gascogner die Platte zurückfallen und schob die Riegel vor.

»Verflucht!« rief er dabei aus. »Da sitze ich nun im Finstern und ohne Licht würde hier wohl selbst der Teufel sehr kurzsichtig seyn.«

Ein Windstoß hatte ihm die Laterne in dem Augenblick ausgelöscht, als er die Maueröffnung verschlossen.

»Glücklicherweise habe ich das zum Illuminiren Nöthige in meinem Korbe . . . Zuerst will ich ein paar Bissen mit Behagen essen. An den Magen läßt sich bei Belagerungen gar nicht gut denken.«

Wir wissen schon, daß der Gascogner die Gewohnheit hatte laut mit sich selbst zu sprechen, wenn er allein war.

Während seines Gespräches war er die achtzig Treppenstufen hinuntergegangen und in dem ersten Gewölbe angekommen. Nach vielem Umhertrappen fand er die Platte mit der Feder, an die er drücken mußte, um in das zweite Gewölbe zu gelangen.

»Donnerwetter,« sagte er, »wenn mir der liebe Gott ein Hasenherz gegeben hätte, wie prächtig könnte ich mich jetzt in dem verfluchten finstern Loche fürchten, wo es so häßliche Dinge gibt . . . Erst den Vorrath gesucht und ein Licht angesteckt, denn die Hauptsache ist, daß man sieht was man vornimmt.«

Er bückte sich und kroch auf allen Vieren nach dem Winkel, in den er seine Vorräthe gestellt hatte.

»Ah!« sagte er, »da ist mein Korb . . . und zum Glücke groß und gut gefüllt.«

Er faßte den Korb an beiden Henkeln und hob ihn so leicht auf als wäre er leer.

»Was ist das?« fragte sich der Gascogner. »Sollten die Kröten meinen Schinken und meinen Wein verzehrt haben?«

Plötzlich stieß er einen Seufzer des Entsetzens aus und ließ den Korb fallen, der buchstäblich leer war.

Das Haar stand dem Ritter zu Berge. Er glaubte nicht recht gefühlt zu haben, bückte sich von neuem und griff an der Wand hin.

So muthig der Ritter war, jetzt stieß er einen entsetzlichen Schrei aus.

Eine lange dürre kräftige Hand hatte seine Hand ergriffen und schüttelte sie so, wie ein Freund dem andern guten Tag wünscht.

Zweites Capitel.

Der Capitän la Gazette.

Die Religionskriege, welche Frankreich von der Regierung Franz II. bis zu der Heinrichs IV. mit Blut und Trümmern bedeckten, gaben Abenteurern aller Länder zahllose Gelegenheiten sich auszuzeichnen und ihr Glück zu machen. Während der unglücklichen Regierung Heinrichs III. zogen diese Abenteurer stolz in den Provinzen umher und nahmen für den Prinzen oder den Herrn Partei, welcher ihrem Ehrgeize oder vielmehr ihrer Habsucht am meisten schmeichelte. Damals reichte es hin für tapfer zu gelten, keck und gewandt den Degen zu führen, um entweder von dem Hofe oder von den Liguisten oder von den Hugenotten gesucht zu werden. In jenen täglichen Kämpfen, Schlachten, Scharmützeln und Duellen wurden die Männer vom Degen selten alt. Sie fielen alle nacheinander unter einer Kugel, unter dem Dolche oder dem Spieße und mußten sich glücklich preisen, wenn nicht gar der Henker sie in den dunklen Abgrund hinabstieß, den wir verschönt »Ewigkeit« nennen.

Wenn man die Geschichte jener Bürgerkriege lieset, erschrickt man über die Menge von Unglücksfällen, mit deren Schilderung die wahrhaftigsten Schriftsteller ihre Werke gefüllt haben; man erschrickt über die Mißachtung der Menschen gegen ihr eigenes Leben und das Leben Anderer und begeistert sich unwillkürlich für die unerschrockenen, sorg=

losen Kämpfer, die mit einem Fuße im Grabe lachten, Verschwörungen betrieben, sangen, sich schlugen, schrieben, den Hof machten und liebten, so oft sie dem Kriege einige Zeit abgewinnen konnten.

Der Adel lebte in den Lagern und die Lager adelten die, welche sich darin Ruhm erwarben. Es reichte hin, daß ein Fürst, ein Mächtiger einem emporgekommenen Soldaten seine Zuneigung oder seine Achtung schenkte, um ihn aus dem Volke oder dem Bürgerstande empor unter den Adel zu heben. Er hatte keinen Titel, kein »von«, aber er nannte sich Capitän und dieser an sich ganz ehrenvolle Rang gab ihm eine Wichtigkeit, welche gewöhnlich durch Prahlerei und Eisenfresserei noch gesteigert wurde.

Der Capitän la Gazette, ein durchtriebener Normanne, war bis auf einige Eigenthümlichkeiten nach diesem Muster zugeschnitten. Er besaß wie alle Adamssöhne seine Vorzüge und seine Fehler. Seine Freunde, die ihn mit wohlwollender Parteilichkeit beurtheilten, kannten an ihm fünf Todsünden, seine Schooßsünden; er war nemlich ein Schlemmer, leidenschaftlicher Spieler, einigermaßen auch Dieb, erfindungsreicher Lügner und vor allem ein Händelsucher. Dagegen rühmte man zwei unbestreitbare und unbestrittene Tugenden an ihm, deren eine fast Furcht erregte, während man über die andere oft lachen mußte; er war nemlich tollkühn tapfer und heldenmüthig keusch. Tausend glänzende Handlungen kannte man von ihm, die ihn gleichzeitig zum Ebenbilde Rolands und Josephs, des Sohnes Jacobs und der Rachel, machten.

Der scheue und züchtige Krieger hatte das vierzigste Jahr etwas überschritten, war hochgewachsen, dürr und sehnig. Er ging majestätisch auf seinen langen Beinen ein-

her. Sein Kopf saß stolz, aber etwas steif zwischen den Schultern, die, wenn auch etwas gewölbt, ganz für den Harnisch geschaffen waren. Mit besonderer Vorliebe pflegte er einen dicken Schnur- und einen langen Zwickelbart, den er unaufhörlich mit den großen knochigen Fingern strich. Sein Profil hatte etwas von dem Raubvogel; von vorn gesehen war er weit eher häßlich als schön. Die Kleidung änderte er häufig je nach den Umständen, denn er schätzte mehr als irgend Jemand den Ausspruch: Kleider machen Leute.

Leider war unser Mann weit häufiger arm als reich und er erfreute sich eines nur sehr mäßigen Credites, so daß sein Wamms oft mehr Flecke als Tressen hatte.

Im Jahre 1584, ein Jahr vor den Ereignissen, die wir erzählten, befand sich der Capitän la Gazette in Venedig. Es hatten ihn einige wunderbare Geschichten gereizt, welche von Abenteurern erzählt worden waren, die ihr Glück in jener reichen Stadt gesucht hatten, und da er von seinen Verdiensten sehr fest überzeugt war, so hatte er keinen Augenblick gezweifelt, daß ihn großes Glück in einem Lande erwarte, wo man Degenstiche fabelhaft hoch bezahlte.

Nichtsdestoweniger hatte er großen Verdruß gehabt; seine schönsten Träume schwanden und statt im Wohlstande zu leben, wie er fest gehofft, schleppte er sich ärmlich ein halbes Jahr lang hin, ohne irgend eine Beschäftigung zu finden. Vergebens trat er mit lärmendem Streite auf; vergebens schlug er sich mit den gefürchtetsten Fechtern und besiegte sie; man sprach von ihm wie von einem gefährlichen Menschen, aber man mied seine Gesellschaft und sein Muth, seine Gewandtheit schadeten ihm in dem Sinne, daß Niemand sich mit ihm zu messen wagte.

Er war so weit heruntergekommen, daß er einige Unterrichtsstunden geben mußte, verdiente kaum das Essen und Trinken, sah schäbig und hungrig aus und dachte demnach ernstlich daran Italien zu verlassen, um nach Frankreich zurück zu kehren, wo die Apostel der Ligue eine so schöne Zukunft von Unordnung und Kämpfen verhießen, als sein Glücksstern ihm endlich eine glückliche Begegnung zuführte. Als er eines Abends zerstreut jedes der langen Haare seines Bartes einzeln strich und mit düsterem Blick den einzigen ihm noch übrigen Ducaten betrachtete, wurde er durch ein Klopfen an der Thür des ärmlichen Häuschens, in dem er wohnte, aus seinem Sinnen geweckt.

Es war bereits Nacht und der Capitän konnte von seinem Fenster aus nur eine schwarze Gestalt an der Wand erkennen.

»Zu wem will man?« fragte er.

»Seyd Ihr der Capitän la Gazette?« fragte eine offenbar verstellte Stimme.

»Der bin ich.«

»So öffnet mir schnell, ich habe Eile,« antwortete die Stimme ziemlich gebieterisch.

Ohne sich das Gesuch noch einmal wiederholen zu lassen, sprang der Capitän die Treppe hinunter und führte seinen geheimnißvollen Gast in sein Zimmer.

Der Unbekannte weigerte sich Platz zu nehmen und sorgte auffällig dafür in einen Mantel gehüllt zu bleiben, der ihn von den Schultern bis zu den Füßen umgab. Ein breitkrämpiger Hut, der etwas schief gesetzt war, verhüllte überdies das Gesicht.

La Gazette schloß aus dieser Vorsicht, daß ihm jedenfalls ein gutes Geschäft werde angetragen werden.

»Ihr habt mit Galacci gefochten?« fragte der Mann im Mantel.

»Ja, bisweilen, Excellenz.«

»Mit Pietri, mit Bartonnino, mit . . .«

»Mit allen,« fiel der Normann ein, um schneller zur Hauptsache zu kommen.

»Und Ihr habt, wie man mir gesagt, Galacci, Pietri, Bartonnino überwunden?«

»Vollständig, ja, Excellenz.«

»Ihr kennt den florentinischen Stoß und die calabresische Finte?«

»Ich kenne alles das wie mein **Pater**, d. h. besser wie mein **Pater**.«

»Sehr wohl. Findet Euch in dieser Nacht, eine Stunde vor Tagesanbruch in der Villa Ruggieri in der Kastanienallee eines Hauses ein, welches Ihr an seiner doppelten Säulenreihe erkennen werdet. Sorgt dafür, daß Ihr nicht gesehen werdet und wartet geduldig bis ein Mann aus einem Fenster Euch gegenüber steigt. Sobald Ihr diesen Mann erreichen könnt, greift zum Degen und stoßt ihn nieder.«

»Das ist deutlich . . . Zuerst suchen wir Streit mit ihm, dann strecken wir ihn in das Gras.«

»Nein, nein, Ihr tödtet ihn sogleich . . . Habe ich mich nicht deutlich ausgedrückt?«

»Vollkommen, aber wir in Frankreich machen solche Sachen nach Grundsätzen ab; wir haben immer einen guten Vorwand uns zu schlagen, während wir ziemlich ungeschickt im Morden sind.«

»Ihr möget Euch aber vorsehen, der Herr dürfte nicht mit sich spaßen lassen . . .«

»Desto besser.«

»Ihr könntet selbst auf dem Platze bleiben . . . Er hat viel Glück.«

»Ihr treibt mir das Wasser im Munde zusammen.«

»Hier mein Geschenk,« sagte der Unbekannte, indem er eine schwere Börse in die Hand des Abenteurers fallen ließ. »Ist der Mann begraben, so bekommt Ihr das Doppelte dieses kleinen Vorschusses . . . Seyd Ihr so zufrieden?«

»Ihr habt mein Wort, daß ich die ganze Summe beziehen werde, jener Herr müßte denn der Teufel selbst seyn.«

»So lebt wohl.«

Der Mann im Mantel ging schweigend nach der Thür, trat auf die Straße hinaus und entfernte sich ohne ein Wort hinzuzusetzen, ohne eine Geberde zu machen oder sich umzusehen.

Der Capitän schüttete die Börse auf einen Sessel aus, zählte seine Goldstücke, steckte sie mit großem Behagen in eine seiner weiten Taschen, nahm einen langen Degen, der an der Wand hing, hüllte sich in seinen Mantel und ging fort, um seine Freude an den Canälen spaziren zu führen. Die Gedanken schwärmten ihm bald gar seltsam und wirr in dem Kopfe umher; der Klang der Ducaten in seiner Tasche erhitzte und begeisterte ihn und er baute eine ganze Stadt von Luftschlössern.

Zufällig befand sich ein Wirths- und Spielhaus am Wege des Capitäns und er ging aus Gewohnheit hinein. Die Sitzung war von kurzer Dauer, aber sehr stürmisch; binnen weniger als einer Stunde wanderte das Gold des Abenteurers aus dessen krampfhaft zitternden Händen in die seiner glücklichen Gegner.

Als la Gazette nichts mehr zu verlieren hatte, drückte er seinen Hut weit auf die Stirn hinein, schwur sich als Trost dem Galan, welcher ihm empfohlen worden war, den Tod und schlug den Weg nach der Villa Ruggieri ein.

Während der Normann am Dogencanale hinging, betrachtete er eine Gondel, die von kräftigen Armen gerudert wurde. Mit einem Male aber sank die Gondel vorn nieder, dann an der Seite; ein Angstschrei erhob sich von dem Fahrzeuge und gleich darauf verschwand es unter den Fluten. Ohne sich lange zu bedenken, warf der Capitän Mantel und Degen ab, sprang in das Wasser, tauchte, erfaßte einen Mann, der sich gegen den Tod sträubte, brachte ihn ohnmächtig ans Land und eilte von neuem den andern Verunglückten zu Hilfe. Während er diesmal im Wasser war, fühlte er sich gleichzeitig am Haar und an einem Beine gefaßt; den Unglücklichen, welcher sich an sein Bein anklammerte, schüttelte er durch einen gewaltigen Fußtritt ab, den andern, welcher ihn am Kopfe gefaßt hatte, packte er am Leibe und trug ihn glücklich noch lebend zu dem Ersten hinaus ans Ufer. Da er nicht der Mann war, welcher etwas halb that, so schüttelte er seine kräftigen Glieder und unternahm es auch noch den armen Teufel herauszufischen, den er im Canale zurückgelassen hatte. Nach gefährlichem Suchen fand er ihn und schleppte ihn an das Ufer, an dem er selbst erschöpft niedersank.

»Wie viele waret Ihr?« fragte der Capitän den der Geretteten, welcher zuerst ein Lebenszeichen von sich gab.

»Drei; unser Herr da und wir, seine beiden Diener; die Gondel zog Wasser, ohne daß wir es ahneten, und wir sind keine Schiffer.«

»Das habe ich wohl bemerkt . . . Und euer Herr ist

der arme Teufel, den ich zuletzt heraus geholt habe? Wenn ich mich nicht sehr irre, ist sein Schicksal entschieden . . . Doch wollen wir nachsehen . . .«

Der Normann untersuchte den Ertrunkenen so gut als möglich, wendete ihn nach allen Seiten herum, stellte ihn auf die Füße und ließ ihn mit den Worten kalt niederfallen: »Er ist todt.« Während er mit dem Unglücklichen sich so beschäftigte, hatte la Gazette nicht versäumt, mit der ihm eigenen Fingergewandtheit die Taschen zu durchsuchen und auch glücklich eine Art Taschenbuch von Pergament hinweg gebracht, das seiner Schwere nach etwas anderes als Liebesbriefe zu enthalten schien.

Nach vollendeter Musterung sagte der Capitän zu dem der Diener, welcher einigermaßen wieder bei Verstande war:

»Es thut mir leid, daß ich Euch nicht alle drei retten konnte; aber es ist Zeit, daß ich gehe um mich zu trocknen . . . Gott sey mit Euch und gebe Euch eine gute Nacht.«

Der Normann war ein seltsamer Kauz, bald menschlich, bald grausam, bald selbstsüchtig, bisweilen edelsinnig, so daß er das Böse aus Gewohnheit und das Gute gelegentlich aus Zerstreuung that.

Von dem Orte des Schiffbruchs bis zur Villa Ruggieri war es noch weit und der Capitän fühlte starke Neugierde nach dem Inhalte des Fundes in der Tasche des Ertrunkenen; er kehrte demnach in die Stadt zurück, trat an eine Laterne, die an einer Hausthür hing und öffnete das Taschenbuch. Vergebens würden wir das Gesicht zu beschreiben versuchen, welches der Abenteurer machte, als er nur einige wenige Silbergeldstücke, einen Brief und einen kleinen Schlüssel fand. Es zog sich sehr bedeutend in die Länge, er

stampfte zornig mit dem Fuße auf, dann erbrach er das Siegel des an die Marchesa Fabiani in Venedig gerichteten Briefes und buchstabirte langsam (denn er las wie ein Fechtmeister) mühsam den Inhalt wie folgt zusammen:

»Frau Marchesa, ich bin ein großer Sünder, den endlich die Reue erfaßt. Das arme Kind, welches Ihr vor einigen Jahren aufgenommen habt, die kleine Zigeunerin, deren Unglück euer Mitleid erregte, würde reicher seyn als Ihr, ihre Wohlthäterin, wenn ich ihr nicht schlechter Weise ihre Schätze entwendet hätte. Ohne Euch ausführlich den Diebstahl zu erzählen, den ich begangen habe, will ich Euch nur sagen, daß die Mutter eurer Schutzbefohlenen auf dem Schiffe, auf welchem sie das Leben verlor, ein Kästchen mit Edelsteinen im Werthe von mehren Millionen besaß. Ich habe den Schatz an mich genommen, welcher dem Kinde gehört und ihn an einem Orte versteckt, den ich allein nachweisen kann; ich beeile mich meine Verzeihung dadurch zu verdienen, daß ich Euch ein Geheimniß enthülle, welches ein unschuldiges Wesen glücklich machen und den Zorn des strafenden Gottes gegen mich besänftigen wird. Leset also aufmerksam die Angabe, welche ich diesem Briefe beifüge. Wenn Ihr genau meinen Nachweisungen folget, werdet Ihr eine Handlung der Gerechtigkeit verrichten und meine Seele von Gewissenspein erlösen.

»Ich bin mit Achtung, Frau Marchesa, euer ergebener Diener,

»du Halot,

»ehemaliger Gouverneur der Citadelle von Angers.«

Der Capitän la Gazette wendete mit zitternder Hand das Blatt um, welches er gelesen hatte und seine Luchsaugen überflogen eilig die Wegangaben, welche du Halot für die Signora Fabiani niedergeschrieben hatte. Die kostbare Schrift wurde wohl viermal gelesen, der Schlüssel, welcher sich in dem Taschenbuche befand, mit großer Zärtlichkeit erfaßt und der Normann dachte in seiner grenzenlosen Freude, wie dumm er seyn würde, wenn er in einem nächtlichen Kampfe sein Leben für einige Ducaten wage, da er gewissermaßen den Stein der Weisen besitze.

Indeß konnte er doch sein zartes Ehrlichkeitsgefühl nicht so leicht beschwichtigen, das ihn nöthigte das Versprechen zu halten, das er seinem unbekannten Besucher gegeben. Uebrigens hatte er so volles Vertrauen in seine Kraft und Geschicklichkeit, daß er an dem Ausgange des Kampfes gar nicht zweifelte und deshalb auch nicht länger zögerte, der Ehre, wie er es nannte, genug zu thun. Er riß das Blatt ab, das an die Marchesa gerichtet war und gleichsam als Vorrede zu dem guten Werke du Halot's diente und streute die einzelnen Stücke im Winde umher; dann küßte er die Bemerkungen, die ihn in seinen Nachsuchungen leiten sollten, steckte das Papier wie eine heilige Reliquie in seine Brieftasche, barg seinen Schatz auf der Brust unter seinem Wammse und ging mit großen Schritten nach der Villa Ruggieri hin.

»Habe ich meinen Mann niedergestreckt,« dachte er bei sich, »und das Geld ehrlich verdient, so mache ich mich in aller Gemächlichkeit auf den Weg nach Frankreich und Angers, wo mich alle Freuden des Paradieses erwarten, während ich, wenn ich Venedig verließe, ohne den Degenstoß gegeben zu haben, den man so höflich von mir erbeten hat,

mich der Gefahr aussetzte mich zu entehren und auf der Landstraße zu verhungern.«

So gelangte la Gazette unter den Kastanienbäumen der Villa Ruggieri an. Zuerst musterte er vorsichtig die Oertlichkeit, um sich zu überzeugen, ob die erhaltenen Angaben richtig wären und kaum war er damit zu Stande gekommen, als sich gerade über ihm ein Fenster öffnete und er aus demselben einen Mann auf den Rasen herabspringen sah.

»Na,« sagte der Capitän zu dem Springer, »Ihr habt ein ganz besonderes Springtalent.«

»Ihr würdet mich verpflichten, wenn Ihr Euch um eure Angelegenheiten kümmertet,« antwortete der Unbekannte mit einer weichen, fast weiblichen Stimme.

»Es macht mir Freude, daß Ihr so leicht Feuer fanget, Freund.«

»Mir sehr gleichgiltig . . . Wen suchet Ihr?«

»Euch selbst, wie es scheint . . . Woher kommt Ihr auf diesem Wege?«

Bei dieser zudringlichen Frage trat der, an welchen sie gerichtet wurde, einige Schritte zurück, griff zu dem Degen und sagte spöttisch:

»Ich verstehe; Ihr erwartetet mich . . . Wir wollen darum unsere Sache so schnell und geräuschlos als möglich abmachen, denn ich habe Eile.«

»Man merkt es, daß der Herr ein Franzose ist; die Venetianer sind für gewöhnlich in solchen Dingen hartböriger . . . Unter den großen Baum also; dort werden wir ungestört seyn.«

»Gern.«

»Es ist wirklich Schade, lieber Freund, daß ich versprochen habe, Euch niederzustechen; wäre dies nicht der Fall, würde ich Euch eine leichte Hautwunde beibringen.«

»Zu viel Güte . . . Rasch! Verdienet euren Lohn . . . Hat man Euch wenigstens gut bezahlt?«

»Man hat mir mehr gegeben, als Ihr eigentlich werth zu seyn scheint.«

Der Unbekannte bog seine Klinge, als wolle er ihre Härtung prüfen, dann legte er sich aus und warf seinen Hut ab.

»Herr Jesus, Ihr seyd ja nur ein Kind!« rief la Gazette unentschlossen aus.

»Um so schlimmer für mich, um so besser für Euch . . . Aufgepaßt!«

Der Capitän zog seinen langen schweren Degen und der Kampf begann. Schon beim ersten Gange erkannte der Normann, daß der Gegner ihm gewachsen sey; bei dem zweiten mußte er einen Schritt zurücktreten, bei dem dritten glitt sein Fuß aus, und er fühlte das kalte Eisen seines Gegners in seiner Brust. Mit einem erstickten Seufzer brach er zusammen, ohne sich zu rühren. Der Unbekannte neigte sich über ihn, betrachtete das bleiche, schon unkenntliche Gesicht, — das Blut drang aus Mund und Nase, — riß ihm das Wamms auf, und durchsuchte die Taschen in der Hoffnung eine Andeutung zu finden, welche ihm den Kampf erkläre, den er so eben ausgefochten. Die Brieftasche des Normannen fiel so in die Hände des Siegers, der sich mit derselben rasch entfernte. Die Brieftasche war durch und durch gestochen.

Am andern Tage fragte man einander in den Gesellschaften Venedigs:

»Kennt Ihr bereits das Abenteuer der Gräfin Ruggieri?«

»Nein.«

»Der alte Graf hat gewisse Besuche übel aufgenommen, welche der junge Pampelonne der schönen Gräfin abstattete, und legte ihm einen Hinterhalt.«

»Ah! ist er geblieben?«

»Nein. Man hatte jenen Spitzbart an ihn gehetzt, vor dem sich alle unsere Bravi fürchteten, den Capitän la Gazette.«

»Der arme Pampelonne!« sagten die Damen.

»Beruhiget Euch. Pampelonne hat den Capitän mitten durch die Brust gestochen.«

»Und er ist todt?«

»Man sagt es.«

»Und Pampelonne?«

»Ist zwei Stunden nach dem Vorfalle nach Frankreich zurückgereiset. Die Gräfin ist trostlos.«

»Und der Graf?«

»Ist untröstlich.«

»So sind die armen alten Männer alle.«

Das Abenteuer machte acht Tage lang großes Aufsehen, dann sprach man nicht mehr davon. La Gazette seiner Seits lag vierzehn Tage lang zwischen Tod und Leben. Endlich siegte sein kräftiger Körper über den Tod und drei Monate nach seinem nächtlichen Zweikampfe erschien der Normann wiederum auf dem Marcusplatze. Woran oftmals das Leben hängt! Hätte der Degen Pampelonne's die Brieftasche des Capitäns nicht getroffen, wäre es sicherlich um den armen Teufel geschehen gewesen. Der Abenteurer sah finster und scheu aus; sein Anzug zeugte von seiner Armuth

und er ging in seinem gebeugten Stolze mit niedergeschlagenen Augen umher. Dabei bedauerte er keineswegs das Blut, das er verloren, nicht die Wunde, die seine Eitelkeit empfangen, sondern die Brieftasche, die ihm sein glücklicher Gegner entführt hatte. Er hatte zwar durch eine bei ihm wahrhaft bewundernswürdige Gedächtnißanstrengung allmälig alle einzelnen Angaben wieder zusammengebracht, welche in den Bemerkungen du Halot's enthalten waren, aber er schauderte vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß sein Geheimniß in den Händen eines Andern sey, und eine so reiche Beute ihm bereits entrissen seyn könnte.

Der unglückliche Capitän besaß gar kein Geld, um die Reise unternehmen zu können, und sein Gesundheitszustand erforderte auch noch große Schonung. In dieser traurigen Lage entschloß er sich einen schweren Schritt zu thun, und er begab sich zu der Marchesa Fabiani, deren Edelmuth er kannte, um sie um eine Unterstützung zu bitten, die einen armen Soldaten, wie er sagte, in den Stand setzen könnte seine Heimat wieder zu erreichen.

Die Marchesa wollte diesen armen Soldaten selbst sehen; sie betrachtete ihn mit besonderer Aufmerksamkeit, fragte ihn über Vieles, und sagte endlich:

„Von heute an nehme ich Euch in meinen Sold. Uebermorgen schiffen wir uns nach Frankreich ein, und Ihr dient mir als Führer in jenem Lande, das ich nicht kenne. So lange wir in Venedig und auf dem Schiffe sind, das uns hinwegträgt, seyd Ihr mein Diener; sobald wir den französischen Boden betreten haben, geltet Ihr für meinen Vater, so lange bis ich es anders anordne. Bewahrt das tiefste Stillschweigen über den Plan, den ich Euch anvertraut

habe, und haltet Euch bereit, Venedig übermorgen in der Nacht zu verlassen.«

La Gazette glaubte zu träumen als er sich von dem Zufalle so wohl bedient sah; er eilte in seine Wohnung, packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, und gab sie einem eben so armen Maler, wofür dieser ihm den Brief schrieb, welchen du Halot scheinbar von der Signora Fabiani erhielt. Dann vertauschte er leichten Herzens und fröhlichen Sinnes seinen traurigen Aufenthalt mit dem prächtigen Palaste der Marchesa.

Zwei Tage nach diesem Wohnungswechsel ging ein Schiff der stolzen Republik nach Frankreich unter Segel und steuerte nach Borteaux. Auf dem Verdeck befanden sich zwei maskirte Frauen, von denen die eine betrübt nach den Ufern des adriatischen Meeres, die andere drohend nach dem Horizonte blickte, an dem die Sonne untergeht. Es waren die Signora Fabiani und deren getreue Venezia. Der Capitän la Gazette glich einem Consul in seinen Mantel gehüllt, lächelte sich selbst zu, indem er mit der einen Hand den Bart strich, mit der andern den Griff seines Degens hielt.

Wie es den Reisenden erging, weiß man. Nachdem la Gazette lange darüber nachgedacht, wie er es anfange, um ohne Beschwerde in die Citadelle von Angers zu kommen, fand er doch kein besseres Mittel als die Damen, die er begleitete, dahin zu führen. Der kluge Capitän wußte, daß sich das Castell für den König und die Politiker hielt (wie man damals die Royalisten nannte) und er rechnete auf die Gastfreundschaft des Grafen von Brissac, um seine Pläne zu einem guten Ende zu führen. Es war ihm nicht schwer geworden, seinen Vorschlag der Marchesa Fabiani annehmlich zu machen, weil Angers so ziemlich in gerader Linie

von Bordeaux nach Paris liegt. Früh war man in das Castell gelangt, in welchem Ancyra befehligte, und unser Normann hatte den ganzen Tag geduldig hingebracht, und wartete ängstlich auf die Nacht, um auf Entdeckungen auszugehen. Als vornehmer Herr, für den er galt, konnte er sich in der ausgezeichneten Behandlung, die man ihm angedeihen ließ.

In der Nacht erschien der alte Unteroffizier, welchen wir im Anfange unserer Geschichte erwähnt haben, vor unserem Normanne mit dem Hute in der Hand, machte eine tiefe Verbeugung, und sagte:

»Excellenz, wollet Ihr mir gefälligst folgen? Ich bin beauftragt, Euch in die Euch bestimmten Zimmer zu führen.«

»Recht gern, und ich werde gegen Se. Majestät den König erwähnen, mit welcher Artigkeit man den Fremden in diesem Castelle begegnet. Geh nur voran, Alter, ich folge.«

Der Unteroffizier war, ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen, nach dem Cisternenhofe hin vorausgegangen, und eine Ahnung durchschauerte das Herz des Abenteurers als er sah, daß sein Führer vor der Thür stehen blieb, die er so oft in seinen Träumen betrachtet hatte.

»Donnerwetter!« dachte la Gazette bei sich. »Ich habe ganz besonderes Glück; die Tauben fliegen mir gebraten in das Maul. Ich wollte mir eben einen Schlüssel zu dieser Thür zu verschaffen suchen, und da führt mich ein braver Mann hindurch in mein Zimmer!«

Der Normann folgte nun mit Luchsaugen allen Bewegungen des Unteroffiziers und den Windungen des Labyrinthes, in das man ihn führte. Unten in dem mit Mar-

morplatten belegten Saale sah der Soldat la Gazette mit eigenthümlichen Blicken an und sagte:

»Der Gang kommt Euch seltsam vor, nicht wahr?«

»Allerdings, ich kann ihn mir nicht ganz wohl erklären.«

Ein zweifacher Verdacht hatte das Herz des Normannen beschlichen. Wollte man ihm an das Leben oder an die Freiheit? War der Schatz der Zigeunerin nicht bereits gefunden und gehoben? Diese beiden Gedanken hatten blitzschnell den Kopf des Capitäns durchzuckt, aber er war auch fest entschlossen das Abenteuer bis zu Ende zu bestehen. Deshalb äußerte er auch durchaus kein Erstaunen, als er sah, daß der Soldat sich über eine der Platten neigte und sie um sich selbst herum drehte. Als dies geschehen war, richtete sich der Soldat wieder auf, trat einige Schritte zurück, nahm ein Pistol zur Hand, und sagte mit jener eiskalten Höflichkeit, die meist gar keine Antwort möglich macht:

»Da, gnädiger Herr, die Euch bestimmte Wohnung. Nehmt Besitz davon.«

La Gazette fühlte sich anfangs versucht den Mann niederzuschlagen, der in solchem Tone mit ihm sprach, und er war wohl der Mann, sich rasch dieses seltsamen Ceremonienmeisters zu entledigen, aber er zog es doch vor den Klügern zu spielen, weil ihm sogar viel daran lag, von einer gewissen Sache sich selbst zu überzeugen.

»Der Teufel!« entgegnete er gutmüthig, »wisset Ihr, daß es recht finster da drinnen ist?«

»Ich werde Euch meine Laterne da lassen.«

»Sehr freundlich von Euch! Aber bei Wasser und Brot wird man mich doch nicht hier lassen?«

»Ich werde die Ehre haben, Euch jeden Tag eure Speisen zu bringen.«

»Vortrefflich! Und in dieses liebe Loch da soll ich hinabsteigen?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»So geschehe euer Wille. Ich bin, wie Ihr sehet, ein sehr friedfertiger Mensch.«

»Das gebe ich zu.«

Der Capitän sprang hinunter, und nahm aus der Hand des Soldaten die Laterne.

»Gute Nacht!« rief der Soldat, indem er die Platte wieder an Ort und Stelle rückte. »Ihr werdet Euch hier nicht schlechter befinden als anderswo.«

Sobald der Normann allein zu seyn glaubte, beleuchtete er die Wand und den Fußboden seines Kerkers, und da er keine Spur von Nachgrabung fand, holte er freudig tief Athem, rieb sich die Stirn, als wolle er sein Gedächtniß zu Hilfe rufen, zog seinen Degen, faßte ihn mit beiden Händen, und fing an damit im Boden umherzusuchen. Nach einer anstrengenden Arbeit von etwa einer Stunde, wobei er den Degen zerbrochen, und die Finger sich blutig zerkratzt hatte, stieß er auf etwas Hartes. Da lachte er in der Einsamkeit laut auf, und riß aus der Erde ein kleines Mahagonykästchen heraus, vor dem ein festes Schloß lag. Eine andere Stunde brauchte der Capitän, ehe er das Kästchen aufsprengte, aber da mußte er auch die Augen zudrücken, so sehr fühlte er sich geblendet. Beinahe wäre er gar ohnmächtig geworden. Diamanten, Rubinen, Topasse funkelten in Menge aus dem Kästchen ihm entgegen. Der Abenteurer nahm alle diese Kostbarkeiten in die zitternden Hände; seine

Augen füllten sich mit Freudenthränen, er athmete laut und stark, drückte das kostbare Kästchen inbrünstig an sein Herz und befand sich eine Zeit lang ganz und gar im Himmel.

Drittes Capitel.

Gascogner und Normann.

Als der Normann wieder zu sich gekommen war, nahm er die Laterne und untersuchte alle Winkel des Gewölbes höchst sorgfältig, prüfte die Felswände, in denen es ausgehauen war, schaute zu der Decke hinauf und setzte sich endlich neben dem Kästchen mit dem liebevollen Lächeln nieder, wie eine junge Mutter an der Wiege ihres ersten Kindes.

Welche seltsame Wirkung doch die Habsucht hat! Der Mann, der in diesem ausgangslosen Kerker eingeschlossen, von einem mächtigen Feinde bedroht war, den vielleicht ein schrecklicher Tod erwartete, bedauerte seine Freiheit nicht im mindesten, fühlte durchaus keine Verzweiflung; er streichelte liebkosend die Edelsteine, welche vor seinen Augen funkelten, betrachtete sie in dem matten Lichte seiner Laterne, und fürchtete in seinem Entzücken nichts, als nicht allein genug zu seyn, um ganz gemächlich an dem Anblicke seiner Schätze sich zu weiden, sondern vielleicht durch ein verstecktes Auge belauscht zu werden. Sein Schatten erschreckte ihn.

Die ganze Nacht verbrachte der Gefangene damit, seine Diamanten zu zählen, zu vergleichen, zu wiegen; als er endlich ganz erschöpft war, legte er sich auf das Kästchen und schlummerte einige Augenblicke sehr unruhig.

Als er erwachte, nahm la Gazette sich vor, die Spuren seines Nachgrabens zu verdecken. Er nahm die Steine, vertheilte sie in alle seine Taschen, füllte damit auch einen ledernen Gürtel, den er stets an sich trug, ließ sie in seine Stiefel rollen, und als er das Kästchen völlig ausgeleert hatte, legte er gewöhnliche Kieselsteine hinein, verschloß es so gut als möglich und vergrub es wiederum.

Kaum war der Capitän mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, als er die Marmorplatte über seinem Kopfe sich bewegen hörte.

»Nun, gnädiger Herr,« fragte die rauhe Stimme des Soldaten, »habt Ihr gut geschlafen?«

»Ach ja. Welche Zeit ist es wohl? Frühstückszeit gewiß?«

»Sehr richtig.«

»So gebt mir eine Leiter herunter, damit ich hinaufsteigen kann.«

»Ihr werdet eben so gut da unten frühstücken, bemühet Euch nicht. . . Ist das Essen nicht nach eurem Geschmacke, so saget es mir nur; es soll Alles aufgeboten werden um Euch zufrieden zu stellen.«

Mit diesen Worten reichte der Soldat einen schweren Korb herunter, den der Normann freudig in Empfang nahm.

»In dem Korbe,« fuhr der Soldat fort, »werdet Ihr auch Oel für eure Lampe, sowie ein Gebetbuch finden. . . Habt Ihr sonst etwas zu befehlen?«

»Nein, aber eine Frage möcht' ich mir erlauben.«

»Das thut.«

»Wisset Ihr vielleicht, welche schwere Sünde ich begangen habe, daß ich hier bin?«

»Nein, gnädiger Herr. Mit der Seele hab' ich nichts zu schaffen.«

»Noch ein Wort . . . Es wäre mir gar nicht unlieb, wenn ich einige Ausbesserungen in dieser meiner neuen Wohnung vornehmen könnte, für den Fall, daß ich längere Zeit hier bleiben sollte.«

»Man wird Euch einen Baumeister schicken . . . Guten Appetit, gnädiger Herr.«

Der Wunsch war überflüssig, denn der Gefangene sprach den vortrefflichen Speisen tüchtig zu, dann hüllte er sich in seinen Mantel, schloß die Augen und dachte über seine Lage, und die schlimme Wendung nach, welche seine Angelegenheiten zu nehmen schienen.

»Lange kann die Geschichte nicht dauern,« sprach er bei sich; »offenbar hat man sich hier in mir geirrt und man kann mir nicht ernstlich an das Leben wollen, weil ich ja weder ein vornehmer Herr, noch ein Verschwörer, noch ein Liguist, noch ein Baron bin. Der schlechte Spaß muß also bald ein Ende nehmen und ich werde Gelegenheit haben, unter Gottes Sonne meine Millionen zu verzehren.«

Mit diesem Troste begnügte sich la Gazette und so wartete er geduldig auf eine bessere Zeit, die ihm sein Glücksstern bringen werde. Er aß und trank mit gutem Appetite, so oft der Soldat ihm Essen und Trinken brachte, in der übrigen Zeit beschäftigte er sich mit glänzenden Träumen.

Leider wird man aller Dinge überdrüssig, und so fruchtbar auch die Phantasie unseres Gefangenen war, erschöpfte sie sich doch nach vieltägiger gewaltiger Anstrengung. Der Normann lehnte sich auf, seine Lungen verlangten stürmisch nach frischer Luft, seine Beine beklagten sich über Unthätigkeit,

der Millionär gestand sich, daß er wie eine Spinne wohne, er fieberte, und da er ein entschlossener Mann war, nahm er sich vor, bei dem nächsten Besuche den Soldaten zu packen und sich durch irgend eine That aus der ihm unerträglich gewordenen Lage zu befreien.

La Gazette besaß eine außerordentliche Gewandtheit; seine Muskeln waren wie von Stahl und er durfte deshalb wohl auf seine Stärke rechnen, wenn er sich des Soldaten bemächtigen und ihn an seiner Statt einschließen wollte. War dies geschehen, so konnte nichts leichter seyn, als durch die verdeckte Oeffnung auf der Wendeltreppe in den Wallgraben zu gelangen. Der Normann sah sich bereits da draußen; die Vögel, die Sonnenstrahlen und die Blumen lächelten ihn an, und so wartete er mit Ungeduld auf die Ankunft des Soldaten.

Der Soldat kam an diesem Tage nicht. Die Frühstückszeit verging, die Mittagszeit kam und der Gefangene mußte vollständig fasten, wozu er freilich sündhaft fluchte.

Die ganze Nacht verging in öder Stille, nur der Hunger, wahrer Cannibalenhunger tobte in den Eingeweiden des Abenteurers, der nach sechsunddreißig Stunden vollständigen Fastens wüthend in seinem Käfige hin und herlief, und verzweiflungsvoll nach einem Mittel suchte, um dem, bereits ihn umschleichenden Tode zu entgehen. Für seine Lampe hatte er nur noch für fünf oder sechs Stunden Oel und er schauderte bei dem Gedanken an das Dunkel, das ihn umgeben würde. Er streckte sich so lang er war und tappte mit seinem abgebrochenen Degen an der Decke seines Kerkers umher, um die Fuge einer Platte zu finden. Dabei entdeckte er einen schmalen Spalten in einer Ecke der Seitenwand und der Decke. Alsbald begann er die Wand zu

bearbeiten, und ohne große Mühe machte er zwei Löcher, in denen er hinaufstieg. Nachdem er so um ein Bedeutendes höher empor gekommen war, ging er ans Werk, eine Oeffnung in die Decke zu machen. Der Stein war hart, der Mörtel fest und la Gazette mußte alle Kräfte und Ausdauer aufbieten. Der Hunger aber, der Schmerz, der Wille und Wunsch länger zu leben, verdreifachten seine Kräfte und nach sechs Stunden hörte er, daß sein Degen an eine äußere Platte stieß. Leider erlosch in diesem Augenblick die Lampe.

Auch da verließ ihn der Muth nicht, er strengte einmal seine ganze Kraft an und hatte die Freude ein Steinstück emporzustoßen, das ihm widerstand. Dem Geräusche, welches das oben niederfallende Steinstück machte, folgte ein helles Klingen, als wenn zwei Glasflaschen aneinanderstießen. Der Gefangene steckte einen Arm durch die Oeffnung hinaus und traf an derselben auf einen beweglichen Gegenstand, in dem er einen Korb erkannte. Dies regte mancherlei Gedanken in ihm an, da aber der Capitän ein Mann war, der gleichzeitig dachte und handelte, so brauchte er seine Finger so gut, daß er den Korb aufbrachte. Das Erste was ihm darin in die Hand fiel, war eine Flasche, die er rasch öffnete. Sie enthielt Wein, alten Arbois und unser Abenteurer ließ sich denselben schmecken. Nach dieser Stärkung, die zugleich die trübsten Gedanken des Gefangenen verscheuchte, suchte er weiter in dem Korbe und fand Lebensmittel aller Art.

»Heilige Jungfrau!« rief er laut aus. »Ich muß doch, ohne daß ich es ahne, ein vortrefflicher Mensch seyn, da der Himmel so sichtbar mich in seinen Schutz nimmt.«

Da das Loch in der Kerkerdecke nicht groß genug war,

die Lebensmittel hindurch zu lassen, so ging la Gazette mit neuem Muthe, der durch den lockenden Geruch von oben nur noch mehr gereizt wurde, ans Werk.

Nach einer Arbeit von einer Stunde gestattete die Oeffnung, die noch nicht groß genug war, den Korb ganz herunterzuholen, den Inhalt dessen einzeln sich zuzulangen, eine Schinke nemlich, einen Käse, einige Würste, Brot, Wein, Knoblauchzehen, und o Glück! ein Feuerzeug und mehre Talglichte.

La Gazette stellte den Korb so, daß er die Oeffnung vollkommen bedeckte, dann flüchtete er sich in eine Ecke seines Kerkers, schlug Feuer an, zündete ein Licht an, begann zu essen und zu trinken und pries dabei die Vorsehung, die so vortrefflich für ihn gesorgt.

»Mit wem habe ich es zu thun?« fragte sich der Normann ernst als er seinen Magen etwas wenigstens zur Ruhe gebracht hatte. »So weit man einen Mann nach seinen Lieblingsgerichten beurtheilen kann, kommen alle diese guten Dinge von einem Gascogner. Nur die Gascogner können Knoblauch zu allem Möglichen brauchen. . . Aber was wollen die Gascogner hier? Was will man mit den Lebensmitteln, die ich mir zugeeignet habe?«

La Gazette machte eine Pause nach diesen Gedanken, und er erging sich in tausendfältigen Vermuthungen, die ihm freilich keine Aufklärung brachten. Nichtsdestoweniger entwarf er sich einen neuen Verhaltungsplan, und beschloß noch vierundzwanzig Stunden in seinem Kerker lauernd auszuhalten, um wo möglich das Räthsel zu lösen, das ihn selbst berühren konnte. Auch war er aus Grundsatz neugierig; er war der Meinung, jeder verständige Mensch müsse sich seiner Augen und Ohren mehr bedienen als der

Zunge, der Hände und der Beine, und nach dem Ausspruche der Bibel: Gott sieht und hört Alles, meinte er, der Mensch müsse auch darin Gott ähnlich werden, sich also zu vervollkommnen suchen und demnach sich bemühen, wenigstens so viel als möglich zu sehen und zu hören.

So fest entschlossen der Capitän aber auch gewesen war gute Wache zu halten, belästigte doch nach zweitägigem Fasten das reichliche Mahl seine Verdauung, er schloß nach heldenmüthigem Widerstande die Augen, schlief ein und schlief vier Stunden lang. Als der Gefangene erwachte, der aus Vorsorge das Licht ausgelöscht hatte, glaubte er Tritte über sich zu hören. Da klomm er an der Wand empor, um sich der Oeffnung an der Decke zu nähern und wahrzunehmen was oben vorgehe. Der größern Sicherheit wegen greift er mit der Hand durch das Loch, um sich zu überzeugen, daß dasselbe durch den Korb noch bedeckt sey. Nun geschah dies aber gerade in dem Augenblicke als Pampelonne seiner Seits den Vorrathskorb emporhob, so daß der ganze Arm des Capitäns durch die Oeffnung herauskam und seine Hand die des Ritters berührte und drückte.

»Donnerwetter, was ist das?« rief Pampelonne, dem die Haare zu Berge standen.

»Guten Tag, werther Herr!« antwortete der Normann mit verstellter Stimme.

»Wo, zum Teufel! seyd Ihr?« fragte Pampelonne weiter, der nicht wußte, ob er im Wachen träume.

»Ich bin da, wo mirs gar nicht gefällt.«

»Unter mir seyd Ihr?« fragte Pampelonne.

»Ja unten, werther Freund, und es geht mir schlecht auf Edelmannswort.«

»Edelmannswort?« fiel Pampelonne ein, indem er sich an die Stirne schlug . . . »Ihr seyd also . . ., wer seyd Ihr? Was thut Ihr hier?«

»Ehe ich antworte, erlaubt, daß ich ein paar Worte vorausschicke.«

»Thut so.«

»Man hat mich in dem Castell so übel behandelt, daß ich mich scheue zu sagen wer ich bin . . . Was ich hier thue, läßt sich errathen: ich langweile mich grauenhaft und bin fromm, denn ich faste.«

»Ihr könnt ohne Besorgniß sprechen, denn ich glaube, wir werden gute Freunde.«

»Ach! um den Hals möcht' ich Euch fallen, guter Mann, für die Worte, die Ihr da sagt. Habt Ihr in eurem Leben jemals von der Marchesa Fabiani gehört?«

»Ja wohl, und viel. Im vorigen Jahre beschäftigte sich die ganze Stadt Venedig mit ihr: die Marchesa Fabiani hieß es, die schöne Einsiedlerin, die stolze Betrübte.«

»Ihr waret also in Venedig, werther Herr?«

»Eine Zeit lang . . . Fahrt nur fort.«

»Da Ihr die Marchesa kennt, so kennt Ihr wohl auch ihren Vater?«

»Nein . . . Ich habe sogar niemals von ihm gehört.«

»Er hat das Vergnügen, Euch zu begrüßen, carissimo.«

»Ihr seyd es also, den der Grieche in den Kerker werfen ließ?«

»Ich habe diese Ehre leider.«

»Und die Marchesa Fabiani war es, die in dem Castell gefangen gehalten wurde?«

»Wahrscheinlich.«

»Wie so wahrscheinlich?«

»Weil ich ihres Umganges schon sehr lange beraubt bin. Arme Tochter! Was wird aus ihr geworden seyn? Ich weiß durchaus nichts von ihr.«

»So beruhigt Euch. Die Marchesa befindet sich nicht mehr in dem Castell, sondern ist auf dem Wege nach Paris, wohin sie ein Mann begleitet, der sie sicherlich an Ort und Stelle bringt. Ich gestehe, Herr Marchese, daß ich, da ich Alles gethan habe Euch zu finden und die Freiheit zu geben, nicht mehr hoffte eure Bekanntschaft zu machen.«

»Ja, dem Griechen muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mich gut versteckt hat.«

»Ich glaubte, Ihr wäret vor mehren Tagen schon verhungert.«

»Und Ihr irrt Euch auch nur zur Hälfte, denn ich habe entsetzlichen Hunger, werther Freund. Aber welcher günstige Zufall führt Euch daher?«

La Gazette that diese Frage scheinbar in großer Ruhe, er horchte aber gar gespannt auf, um kein Wort von der Antwort zu verlieren, denn er fürchtete zu errathen, was den Unbekannten daher geführt.

Pampelonne, welcher überzeugt war, der Gefangene sey der Vater der Venetianerin seines Freundes Gourdon, erzählte die Ereignisse, die im Castell aufeinander gefolgt waren und schloß mit den Worten:

»Ich habe mich also in diese Gewölbe geflüchtet, die ich durch einen wunderbaren Zufall entdeckte, um wo möglich der Besatzung, die uns verdrängt hat, einen Streich zu spielen.«

»Und — verzeihet, wenn ich Euch durch meine Fragen lästig werde — durch welchen günstigen Zufall habt Ihr

dieses verdammte Versteck des Griechen entdeckt? Ich sah so viele geheime Thüren öffnen, als man mich hieher führte, daß ich glaubte, selbst der Teufel könne meine Spur nicht finden.«

Der Normann war sehr mißtrauisch, er wollte das Warum wissen, da ihm das an sich sehr willkommene Erscheinen seines Befreiers nicht genügend erklärt war.

Der Gascogner seinerseits wollte bei dem Gefangenen durchaus keinen Verdacht über seine Pläne wecken, der Stand des angeblichen Marchese und der königliche Reichthum, den er ihm zuschrieb, gewährten ihm keine genügende Sicherheit wegen des verborgenen Schatzes, denn er kannte den Geiz und die Habsucht der großen Herren Italiens jener Zeit und er fürchtete durch ein Wort seine Absichten zu verrathen. Seine fruchtbare Phantasie ließ ihn denn auch nicht im Stiche und er ersann sofort eine ganze Geschichte. Er habe, sagte er, den Unteroffizier, welcher den Gouverneur bedient, in dem Augenblicke überfallen und niedergestoßen, als derselbe die erste Thür zu dem unterirdischen Bau geöffnet und die andern Thüren leicht mit einer Zange aufgemacht.

La Gazette glaubte kein Wort davon; er brach indeß von dem Gegenstand ab und rief fröhlich aus:

»Da die Thüren offen sind, mein lieber Befreier, so helfet mir rasch aus meinem Kerker hinaus, denn man könnte uns überraschen.«

»Seyd unbesorgt; der Haupteingang ist verschlossen, ich bin so dumm nicht.«

»Ich mache Euch mein Compliment . . . Aber werther Freund, wolltet Ihr mir wohl eine Laterne, ein Licht

oder dergleichen zukommen lassen? Ich bin es überdrüssig, wie eine Eule im Finstern zu sitzen.«

»Ihr habt gut reden . . . Leertet Ihr nicht meinen ganzen Korb aus?«

»Ja, ich gestehe, daß er mir große Dienste geleistet hat . . . Schade, daß er leer ist, der liebe kleine Korb.«

»Leer? Klein?«

»Ja, nur vier Mahlzeiten habe ich davon gehabt und die beiden letzten waren nicht die besten.«

»Ihr habt einen Schinken von zehn Pfunden, vier dicke Würste, zwei Bündel Knoblauch, in Masse Brot, auf viermal gegessen und dazu eine Flasche Wein getrunken? das nenne ich einen guten Appetit!«

»Mein werther Herr, ich hatte drei Tage gefastet; bedenkt das und Ihr werdet Alles begreifen. Uebrigens ist leicht nachzurechnen. Zuerst aß ich fast den ganzen Schinken, den ich delicat fand. Die Würste und das Brot wollten nicht recht schmecken.«

»Und was habt Ihr denn am dritten Tage gegessen?«

»Am dritten Tage habe ich Buße gethan und gefastet, am vierten aber, werther Herr, konnte ich es nicht mehr aushalten . . .«

»Nun?«

»Da habe ich die Talglichte gekaut, werther Freund.«

»Die Talglichte?« fragte Pampelonne laut lachend.

»Im Kriege muß man sich zu helfen wissen, carissimo. Bei der Belagerung von Piombino haben wir ganz andere Dinge gegessen; aber gleichviel, es war ein Hundeessen, ob ich gleich nach jedem Bissen etwas Knoblauch nahm.«

»Das glaube ich. Und doch seyd Ihr fertig geworden?«

»Vollständig, werther Freund. Könnt Ihr mir viel=

leicht etwas weniger Schlechtes geben? Ich habe entsetzlichen Durst.«

»Gott verzeihe mir, wir müssen so schnell als möglich hinauskommen, denn wenn wir nicht einander aufessen wollen, weiß ich nicht, wovon wir leben wollen.«

»Ich stehe zu Diensten, werther Freund . . . Wir wollen nur das Loch da größer machen, das mir schon so viel Arbeit kostete.«

»Habt Ihr wenigstens das Feuerzeug noch, das ich in den Korb legte?«

»Ich hab es nicht gesehen.«

»Um so schlimmer . . . Indeß wir wollen immerhin anfangen. Mit der Zange da wird es bald gethan seyn.«

»Was hatte Euch auf den vortrefflichen Gedanken gebracht, diesen liebenswürdigen kleinen Korb hieher zu tragen, werther Freund?«

»Er war für Euch bestimmt,« antwortete Pampelonne keck, während er den Stein bearbeitete. Diese Antwort kam dem Normann sehr verdächtig vor, zumal ihm mit einemmale der Klang der Stimme bekannt erschien. Er lächelte, bedachte sich eine Zeit lang seine Fragen und Antworten, arbeitete unterdeß mit und brach endlich wieder das Schweigen.

»Es thut mir leid, daß ich Euch bei eurem Aufenthalte in Venedig nicht gekannt habe, werther Herr . . . Wann waret Ihr in unserer Stadt?«

»Vor etwa vier Monaten.«

»Damals sprach man gerade viel von dem armen Grafen Ruggieri und einem gewissen kleinen Gascogner, der einen bösen Streich ausführte.«

»Was that er?«

»Er verliebte sich in die schöne Gräfin, die ihn nicht ansehen konnte.«

»Ach!«

»Nun, man kann nicht alle auf einmal lieben. Die Gräfin liebte ihren Gemal und schätzte zu gleicher Zeit einen tapfern Mann, welcher damals Italien mit dem Ruhm seiner Thaten erfüllte. Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, hieß der Mann Capitän la Gazette und er war ein Bayard, ein Cäsar, ein Alexander . . . .«

»Ein schlechter Kerl.«

»Wie beliebt?«

»Nichts . . . Erzählt nur weiter, Herr Marchese.«

»Dieser la Gazette stand also, wie man sagte, sehr in Gunst bei der Dame und als er in einer Nacht aus ihrem Fenster herabstieg, stand er jenem kleinen Gascogner gegenüber, der ihm einen Dolchstoß versetzte, an dem er starb. Ist es nicht Schade, daß der Mörder entkam? Die ganze Stadt würde ihn mit Vergnügen haben hängen sehen.«

»Es ist Schade, daß an der ganzen Geschichte da nichts Wahres ist,« antwortete Pampelonne warm, »der Edelmann aus der Gascogne, den Ihr beleidiget . . .«

»Santa Madre, ich beleidige ihn nicht; die öffentliche Stimme ist es.«

»So ist eure öffentliche Stimme sehr dumm und ich werde noch einmal nach Venedig gehen, wäre es auch blos zu dem Zwecke, ihr den Mund zu stopfen.«

»Dann thut es mir leid von der Sache gesprochen zu haben . . . Der Gascogner gehört vielleicht zu euren Freunden . . .«

»Allerdings, ich selbst bin der Ritter von Pampelonne.«

»Ach, mein Gott, Herr Ritter, wie freue ich mich dieses Zusammentreffens, denn ich gestehe Euch, daß ich immer eine geheime Vorliebe für Euch hatte.«

Während der Normann so sprach, nahm sein Gesicht einen diabolischen Ausdruck an; die Augen leuchteten im Dunkel wie die eines Nachtvogels; er strich mit der Zunge über seine Lippen, wie es der Tiger thut, wenn er sich eben auf seine Beute stürzen will, und er schauerte vom Kopfe bis zu den Füßen, da er nun auch wußte, was Pampelonne in diesem unterirdischen Gewölbe suche. Der schlaue Gascogner war hieher gekommen, um den Schatz der Zigeunerin zu holen. »Du bist angeführt,« dachte er bei sich, »und da ist die erste Abschlagszahlung auf deinen Degenstich. Das Weitere wird sich finden.«

Der Ritter bereuete es nicht besonders seinen Namen genannt zu haben, da er nicht zweifelte, daß er wirklich den Marchese Fabiani vor sich habe, er arbeitete fleißig fort, um dem Gefangenen die Freiheit zu verschaffen, vorzüglich aber um ihn fortzuschaffen, damit er allein sey, sein kühnes Unternehmen zum glücklichen Ende führe und den großen Schatz an sich bringe.

»Nun, Herr Marchese,« sagte Pampelonne nach ziemlich langer Pause, »werdet Ihr wohl den Kopf hindurch stecken können.«

»Ich will's versuchen, sehr edler Freund . . . Ja, **per Bacco**, da ist der Kopf durch! Ach! und die Luft ist hier auch besser als da unten. Faßt mich unter den Achseln und zieht . . . fest . . . So geht's . . . Ach, Herr Gascogner, erlaubt Ihr, daß ich Euch umarme?«

»Recht gerne.«

»Wie aber kommen wir ins Freie?«

»Folge mir. Es ist beinahe Mitternacht; Alle schlafen im Castell und wir werden leicht entfliehen können.«

»So wollen wir eilen. Ich sehne mich meine arme Tochter zu umarmen. Wie wird sich das liebe Kind freuen! Sie hat einen guten Begleiter, sagt Ihr? Wo werde ich sie finden?«

»Das weiß ich freilich nicht, auf dem Wege nach Paris wahrscheinlich . . . Folgt mir, wir verplaudern eine kostbare Zeit.«

Pampelonne geleitete den Normann bis an die Maueröffnung und hob die Platte an derselben empor.

»Per Dio!« sagte la Gazette. »Ihr seyd hier wohl bekannt?«

»Habe ich nicht alle Winkel durchsucht, um Euch zu finden?«

»Ich werde eure Aufopferung niemals vergessen, werther Herr und wenn Ihr des Marchese Fabiani bedürft, so bedenkt Euch niemals . . .«

»Kriecht still da hinaus; die Böschung führt in den Wallgraben.«

»Ich danke, . . . aber kommt doch auch mit mir!«

»Nein, ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen.«

»Eine Pflicht?«

»Ja, ich will Pulver unter diese Treppe legen, um einen Theil des Castells in die Luft zu sprengen.«

»Per Bacco! Sehr kühn! Und Ihr habt Pulver?«

»Ich habe alles was ich brauche und werde nicht von der Stelle weichen bis alles in Ordnung ist.«

»Ach, der Fürst, dem Ihr dient, ist zu beneiden; aber ich bitte tausendmal um Verzeihung, noch eine Bitte

möchte ich an Euch richten. Der Gouverneur, der Grieche hat mich rein ausgeplündert, ehe er mich in diesen finstern Kerker werfen ließ und so besitze ich gar kein Geld . . . könnet Ihr mich nicht mit etwas unterstützen?«

»Ich bin nicht reich, da nehmt aber meine Börse. Auf Wiedersehen!«

La Gazette, der für mehre Millionen Juwelen an sich trug, hatte den Gascogner nur aus übergroßer Vorsicht und Verstellung um ein Darlehen angesprochen; sobald er die Börse erhalten hatte, sprang er in den Graben hinab und bald war er im Dunkel verschwunden.

»Das hat Mühe gekostet!« dachte Pampelonne. »Endlich bin ich allein und nun an die Arbeit!«

Wie ein Aal schlüpfte er durch das Loch, das er für den Capitän erweitert hatte und unten tappte er mit beiden Händen umher, um sich etwas zurecht zu finden.

»Woran das Gelingen eines Unternehmens hängt!« dachte der Gascogner bei sich, indem er auf allen Vieren umherkroch. »Ich werde zwei Tage zubringen, ehe ich mich in dieser Höhle wieder zurecht finde, blos weil der Sardanapal von Marchese sich nicht mit meinem Lebensmittelvorrathe begnügte, sondern sogar — pfui! — die Talglichter mit Knoblauch verzehrte. Nur ein vornehmer Italiener kann solche Gelüste haben.«

Pampelonne hielt an und sprach lächelnd weiter:

»Meine Augen, welche Madame du Fresne so schön findet, tauschte ich jetzt wahrhaftig gern gegen ein Paar Katzen- oder Eulenaugen aus; auch bezahlte ich für ein einziges Lämpchen eine Handvoll Gold. Meine Ehre steht auf dem Spiele.«

Kaum hatte Pampelonne diesen Gedanken in halb

scherzhaftem, halb ärgerlichem Tone vollendet, so glaubte er Schritte über sich zu hören. Die Nähe einer neuen Gefahr und die Verwunderung über das unerklärliche Geräusch rissen ihn sofort aus seiner Unthätigkeit; er zog den Hahn an einem Pistol auf und drückte sich in eine Ecke.

Da hörte er deutlich, wie Jemand halblaut sagte: »Hier also ist das Paradies.«

»Na,« murmelte der Gascogner, »jedenfalls ist es ein sehr finsteres Paradies. Mit wem werde ich es nun zu thun bekommen?«

Viertes Capitel.

Die Feinde Pampelonne's.

Pampelonne hörte wie eine Steinplatte sich kreischend bewegte und er dachte bei sich: »Der welcher da kommt, scheint ja hier wie zu Hause zu seyn. Mit meinem Geheimnisse war es nicht weit her.«

Plötzlich lösete sich eine schwarze Masse von der Decke, streckte sich in die Länge und erhielt eine Menschengestalt; dann zog die geheimnißvolle Person unter einem langen Gewande, welches Pampelonne anfangs für einen Mantel gehalten hatte, eine Blendlaterne hervor und wendete das Licht derselben nach der Ecke, in welcher la Gazette gegraben hatte. »Da ist's,« sagte Jacques Clement laut, den der Leser wohl errathen haben wird. »Da ist's. Die nördliche Ecke . . . rechts . . . Es braucht also nur gegraben zu werden.«

»Ah ha!« dachte Pampelonne. »Der wird es mir ersparen, die Hände zu beschmutzen. Wenn ein Anderer für mich die Arbeit verrichtet, um so besser.«

Der Mönch stellte die Laterne an den Boden, so daß fast das ganze Gewölbe im Dunkel blieb. Nur der Platz, an welchem nachgegraben werden sollte, empfing Licht von der Laterne. Der Gascogner, der sich an die Wand gedrückt hatte, steif, unbeweglich und still blieb, den Athem an sich hielt und zu Allem bereit war, wendete die Augen von dem Arbeiter nicht ab, der da aus den Wolken fiel. Der Neffe du Halot's dagegen, welcher dem Gascogner den Rücken zukehrte und an nichts als an die nahe Beute dachte, nahm sich die Mühe gar nicht umher zu sehen; er ergriff vielmehr sofort einen kleinen Spaten, den er mitgebracht hatte, und ging so rasch und kräftig an die Arbeit, daß er bald auf einen harten Gegenstand gelangte. Sofort stürzte der Mönch auf beide Kniee nieder, griff gierig nach dem Kästchen, hob es empor und jubelte laut, da er sich überzeugte, daß es sehr schwer war.«

»Ich danke unendlich, guter Pater,« sagte Pampelonne jetzt mit seiner feinen Flötenstimme; »Ihr versteht Euch vortrefflich auf das Nestausnehmen.«

Der Mönch erschrak, daß er an allen Gliedern zitterte. Er steckte das Kästchen unter einen Arm, drehte sich rasch herum und als er so den Gascogner vor sich sah, rief er aus:

»Der Ritter!«

»Mein Jacobiner!« antwortete Pampelonne. »Und da sollte man nicht an Wunder glauben? Was sucht Ihr hier?«

»Ich suche was mein ist, und — Ihr?«

»Ich suche was mir zusagt . . . Mit welchem Rechte nennt Ihr es das Eurige?«

»Nach dem Erbrechte. Ich bin der einzige Erbe du Halot's. Welches Recht habt Ihr?«

»Da du Halot gerädert worden ist, so hat er keinen andern Erben als den König und ich vertrete hier Se. Majestät.«

»Ihr seyd Hugenotte, wenn ich mich nicht irre.«

»Dessen schmeichle ich mir.«

»Dann habt Ihr nichts gemein mit dem König.«

»Du Halot starb, weil er der Sache der Bearner Majestät gedient hatte, folglich kommt dies Kästchen Heinrich von Navarra zu und ich fordere Euch also auf, mir dasselbe zu übergeben.«

»Ich kenne nur Heinrich von Valois.«

»Dann wird es wohl zum Prozesse zwischen uns kommen, Herr Pater.«

»Wie Ihr wollet.«

»Ich fange meinen Beweis sogleich an und denke ihn sehr kurz zu machen,« sagte Pampelonne, der ein paar Schritte zurücktrat und sein Pistol gegen die Brust des Mönchs hielt.

»Wartet einen Augenblick!« fiel Jacques Clement ein, der keine Waffe bei sich hatte und Zeit zu gewinnen suchte. »Wenn alle Advocaten ihre Sache so führten, wäre ihr Geschäft nicht viel werth. Höret mich an . . . dieses Kästchen gehörte dem Herrn Du Halot.«

»Wahrscheinlich ist's nicht, aber möglich . . . Weiter!«

»Der Commandant du Halot war mein Oheim.«

»Ich gratulire . . . Nun?«

»Mein Oheim hat mir eine doppelte Erbschaft hinterlassen . . .«

»Ein schöner Zug von ihm.«

»Ich sollte dieses Kästchen holen und zweitens Euch im Ganzen oder Einzelnen alles das Böse vergelten, das Ihr ihm gethan habt.«

»Ich verstehe . . . Ihr erbtet sein Geld und seinen Haß.«

»So ist's; ich verspreche Euch aber einer dieser Erbschaften zu entsagen, wenn Ihr mich frei wählen lasset.«

»Und in diesem Falle . . . ?«

»In diesem Falle würde ich das Kästchen mit mir nehmen ohne zu wissen was es enthält, Euch aber als Pfand der Versöhnung die Hand reichen.«

»Ihr seyd ungemein freundlich, doch schlage ich Euch meinerseits Folgendes vor . . . Legt dieses Kästchen da her, welches, wenn Ihr es wirklich nicht wisset, für einige Millionen Edelsteine enthält, aber macht rasch.«

Der Mönch hielt das Kästchen mit beiden Händen krampfhaft fest und trat einen Schritt zurück. Pampelonne zog auch das zweite Pistol aus dem Gürtel und sagte:

»Selbst angenommen, ich fehlte Euch mit der linken Hand, werdet Ihr doch gewiß zugeben, daß ich mit der rechten glücklicher seyn würde; also sträubt Euch nicht lange, sondern gehorcht.«

Jacques Clement sah sich scheu um und da er wohl erkannte, daß jedes Widerstreben nutzlos seyn würde, stellte er sich als gebe er gutwillig nach und legte das Kästchen nieder.

»Sehr wohl,« sprach Pampelonne. »Nun habt die Gefälligkeit den Strick abzubinden, welcher eure Kutte um

euren Leib zusammenhält . . . So! . . . Macht eine Schleife daran . . .«

Der Mönch sah den Gascogner mit Grauen an.

»Fürchtet nichts!« fuhr Pampelonne fort; »es soll Euch kein Leid geschehen, wenn Ihr folgsam und geduldig seyd . . . Die Schleife ist ganz gut gemacht . . . Seyd so freundlich und steckt eure beiden Hände in dieselbe . . . Ah, Ihr seyd ein braver Mann. Jetzt setzt Euch und werft mir das Ende des Strickes zu. So! Ich verspreche Euch alles Gute.«

Bei diesen Worten faßte Pampelonne den Strick, zog ihn stark an, ergriff die Beine des Mönches und band sie fest zusammen. So lag Jacques Clement auf dem Rücken, blaß vor Wuth und Verzweiflung und konnte sich nicht rühren.«

»Wenn ich diese kleinen Vorsichtsmaßregeln nicht gebraucht hätte,« sprach Pampelonne, »würde ich die armen Millionen, deren ich so sehr bedarf, nicht mit Gemächlichkeit haben fortbringen können. Ihr seht gewiß ein, daß die Gelenkigkeit einer Katze dazu gehört, um aus diesem Loche hinauszukommen; während ich Euch den Rücken zugedreht hätte, würdet Ihr mich mit eurem Spaten niedergeschlagen haben . . . Das finde ich ganz natürlich . . . Jetzt bin ich vollkommen ruhig und habe Euch nur noch um eine kleine Gefälligkeit zu ersuchen, ehe ich Euch eine gute Nacht wünsche. Da man in eyrer Kutte und mit eurem Hute am besten fortkommt, werde ich mir dieselben der Vorsicht wegen ausbitten; man weiß nicht was geschehen kann . . . Erlaubt also, daß ich Euch auskleide.«

Jacques Clement ließ es geschehen ohne ein Wort zu

sagen und nur seine funkelnden Augen verriethen den Zorn, der in seinem Herzen kochte.

»Diese Kleidung, welche mir nicht eben gut steht,« fuhr Pampelonne fort, indem er sich in den Anzug des Mönchs hüllte, »hat mir bereits treffliche Dienste geleistet, woraus ich schließen darf, daß der Himmel meine Unternehmungen begünstiget. Jetzt wollen wir zusehen was das Kästchen enthält . . . Ich bin gutmüthig und werde Euch königlich belohnen, unter einer Bedingung jedoch, nemlich, daß Ihr mir die Parole sagt, die Euch wahrscheinlich bekannt ist.«

»Nein.«

»Besinnt Euch nur; Ihr Mönche wisset Alles. Es ist auch zu eurem Vortheile, wenn Ihr thut, was ich wünsche . . . Wie soll ich Euch befreien lassen können, wenn ich nicht in die gute Stadt hinein kann, in der ich einige Freunde habe?«

»Joyeuse bei dem Hineingehen,« sagte der Jacobiner.

»Und zum Herausgehen?«

»Guise.«

»Vortrefflich. Das riecht stundenweit nach Ligue, schadet aber nichts . . . Nun das Kästchen . . . hm! das Schloß scheint . . . Verflucht! Ich bin entehrt!«

Pampelonne hatte den Deckel zurückgeschlagen und hineingegriffen, warf aber das Kästchen wüthend hin und trat es mit Füßen.

Der Mönch richtete sich mit Anstrengung auf und blickte entsetzt auf die umherrollenden Kiesel, obgleich auch eine große Freude in seinen Augen lag und ein höhnisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Täuschung des Geg-

ners tröstete ihn fast über die Vernichtung seiner eigenen Hoffnungen und so sprach er:

»Gott rächt den Schwachen und Unterdrückten!«

Pampelonne stierte den Mönch an, ohne ihm zu antworten, dann ging er in großer Aufregung auf und ab. Sein kühner Muth, seine Abenteuersucht, seine reiche Erfindungskraft schienen gebrochen zu seyn . . . Die schönsten Träume des unerschrockenen Parteigängers waren durch diesen Raub vernichtet und endlich sprach er: »Es bleibt mir nichts übrig als den Tod zu suchen.«

Darauf schwang er sich aus dem Gewölbe hinaus ohne auf Jacques Clemens zu hören, der ihm zurief:

»Ritter, um Gottes willen lasset mich nicht also liegen. Was soll aus mir werden? Ich bin ja nicht mehr zu fürchten . . . Erlöst mich.«

Pampelonne hörte nicht, glitt durch die bekannte Oeffnung auf die Treppe hinaus, klopfte bald darauf an ein Thor von Angers, sagte die Parole und eilte nach dem Hause der Frau du Fresne, wohin wir ihm einige Augenblicke vorauseilen, um der Nachttoilette der schönen Witwe beizuwohnen.

Madame du Fresne befindet sich in demselben Schlafzimmer, in welchem wir sie schon einmal gesehen haben; ihr langes im Lichte der Kerzen goldflimmerndes Haar ist aufgelöst und fällt in welligen Flechten über die Schultern, deren matte Weiße durch ein Trauerkleid noch mehr hervorgehoben wird. Das reizende Gesicht der jungen eleganten und reichen Frau drückt tiefen Kummer aus; sie hat nach der Neigung aller jener Herzen, die einen Genuß darin finden, sich von ihren eigenen Schmerzen zu nähren, ihr Zimmer mit schwarzem Crepp ausschlagen lassen und man kann

sie nach ihrem schmachtenden Blicke, ihrem gesenkten Haupte und der gebrochenen Haltung für ein Bild des Schmerzes halten.

Dennoch findet man in der Unordnung des Anzugs der schönen Trauernden jene Kunst der Coketten, in keinem Falle etwas von der Macht ihrer Reize verloren gehen zu lassen. Jene Frauen besitzen das verderbliche Vorrecht — mag ihr Herz jubeln oder ihr Auge weinen — die Freude und den Schmerz zu ihrem Vortheile zu benutzen und sie in Verführungsmittel zu verwandeln. Madame du Fresne sieht allerdings blaß aus, aber diese Blässe steht ihr ungemein gut und paßt zu dem feuchten Blicke, mit dem sie um sich her sieht. Ihre marmorweißen Füße sind leicht von schwarzen Sammetschuhen bekleidet; ihr Kleid, das sich halb von den Hafteln gelöset hat, will herabsinken; die vollen Arme sind unbedeckt und die Hände wie zum Gebete gefaltet . . . Ihre Gedanken aber schweifen umher und verlieren sich bald in düsterer Trauer, bald in süßer Schwärmerei, so daß ihr Herz stärker schlägt und ihr Busen wogt.

Neben Madame du Fresne finden wir Louise, die hübsche Zofe, deren Gesicht und Haltung vielleicht noch ernstere Gedanken verrathen. Sie stützt sich auf die Caminplatte und ihr Mund scheint voll Galle zu seyn, von welcher ihr Herz überfließt. Unbeweglich und schweigend lauscht sie auf jedes Geräusch draußen.

Das Fenster nach dem Garten zu ist offen, ein duftiger kühler Windhauch bewegt die Vorhänge und die Flamme der Kerzen.

»Er wird nicht kommen!« flüsterte die Witwe du Fresne's. »Es ist zu spät schon. Herr Gott, er wird gefallen seyn!«

»Saget das nicht,« fiel Louise ein, welche bei den letzten Worten gezittert hatte; »Ihr könntet ihm Unglück bringen.«

»Ach und wir hoffen? Wäre er nicht schon hier, wenn er noch lebte, wenn er nicht verwundet worden? Ist dies Haus nicht seine einzige Zuflucht und bin ich nicht seine einzige Liebe? Man wird Dich, arme Louise, getäuscht und uns seinen Tod verheimlicht haben.«

»Ich gebe Euch die Versicherung, daß ich die Soldaten gefragt, welche das Castell vertheidigten und durch die Capitulation ihr Leben retteten; alle sagten, der Ritter habe gelebt, als die königlichen Truppen eingezogen wären. Wenn er gefangen wäre, würden wir es wissen, denn man kennt ihn ja überall und seine Gefangenschaft würde Aufsehen machen.«

»Was aber ist aus ihm geworden in den vierundzwanzig Stunden seit ich auf ihn warte? Er ist zu klug, um sich in die Umgegend hinaus zu wagen, die nach allen Seiten von den königlichen Truppen durchzogen wird; er weiß zu gut, daß er hier sicher geborgen war; auch liebt er mich zu sehr, als daß er hätte fliehen können, ohne von mir Abschied zu nehmen. Wenn er so schlecht wäre sich zu entfernen, ohne mich noch einmal zu sehen; wenn er Alles vergessen hätte, was er mir schuldig ist; wenn er die Frau, die ihm alles geopfert hat, so sehr vernachlässigte, dann Wehe ihm!« setzte die Witwe hinzu und ihr Auge blitzte.

»Ah!« flüsterte das junge Mädchen; »daran erkenne ich Dich.«

»Du sagst vielleicht, er setze sich dem Tode aus, wenn er noch einmal in die Stadt hierher käme; habe ich mich nicht auch dem Tode ausgesetzt als ich seine Pläne gegen die

Citadelle begünstigte? Verdankt er nicht mir das Gelingen seines Unternehmens? Bin ich nicht Verbrecherin geworden als ich seinem Ruhm sowohl meinen Mann opferte, der elend gestorben ist, und Ancyra, den ich so sehr geliebt? Vor keiner Gefahr wich ich zurück, um dem Muthigen zu gefallen, dem mein Herz so ganz angehört und er sollte sich gefürchtet haben, noch einmal zu kommen, um mir aus Liebe und Dankbarkeit die Hand zu küssen? So feig und schlecht sind die Männer nicht! Entweder Pampelonne liebt mich und er kommt, oder er kommt nicht, dann liebt er mich auch nicht mehr.«

Auf der Treppe vernahm man in diesem Augenblicke eilige Tritte, die Thür wurde hastig aufgerissen, Pampelonne trat herein und sagte:

»Ein Pferd . . . Louise! Madame, rasch, rasch ein Pferd!«

»Ach, so liebst Du mich doch!« rief die Witwe du Fresne's aus, während sie dem Ritter entgegen sprang und ihn mit beiden Armen umschlang.

»Himmel!« fragte Louise. »Werdet Ihr verfolgt, Herr Ritter?«

»Ja, . . . nein, . . . gleichviel, nur ein Pferd, das eurige, Madame; ich kenne das, es ist ein flüchtiger Renner.«

Mit diesen Worten machte sich Pampelonne aus den reizenden Armen los, die ihn umfangen hielten. Die Witwe wich erschrocken einige Schritte zurück und ließ auf dem Ritter einen forschenden Blick ruhen, um wo möglich die Ursache seiner Kälte zu ergründen.

»Madame rührt sich nicht und scheint mich nicht zu hören, so wende ich mich an Dich, Louisette: laß mir so

schnell als möglich, und ohne mich weiter zu fragen, das Pferd deiner Herrin satteln.«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Du bleibst hier, ich befehle es,« fiel die Frau ein.

»Du gehst auf der Stelle!« gebot Pampelonne und wies nach der Thür.

Louise eilte hinaus und die Witwe du Fresne's, welche der heroische Ton Pampelonne's wie ein Blitzstrahl traf, mußte sich an einer Stuhllehne festhalten, um nicht umzusinken. Sie stammelte einige Worte ohne Zusammenhang, dann sagte sie:

»Hoffentlich wird mir der Herr die Ehre erzeigen, mir sein Benehmen zu erklären.«

»Ich habe mich der Gefahr ausgesetzt geviertheilt zu werden, um Euch diese Genugthuung zu verschaffen. Höret mich also recht an; ich werde kurz seyn; vor allen Dingen unterbrecht mich nicht und verspart eure Vorwürfe und Thränen auf bessere Gelegenheit.«

»Euer Befehl wird befolgt, gnädiger Herr,« meldete Louise, die bereits wieder zurückkam, »und nach wenigen Minuten werdet Ihr fortreiten können.«

»Geh hinaus!« fiel Madame du Fresne heftig ein.

»Bleibe meine Louisette,« entgegnete der Ritter, der nach einer kurzen Pause hinzusetzte: »ich sehe es gar nicht ungern, daß das schöne junge Mädchen erfahre, ich habe Euch nie geliebt, nein, nie . . . versteht Ihr wohl?«

Die schöne Witwe zitterte und ihre Lippen bebten vor Zorn; ihre Blicke bohrten sich wie glühende Dolche in das Herz Louisens, während deren Gesicht vor Freude strahlte. Sie richtete stolz den Kopf empor.

»Ich war der Todfeind eures Mannes und habe ihn getödtet . . . Ich spielte euren Anbeter nur, um mich um so sicherer an du Fresne und du Halot rächen zu können, den beiden Mördern und Henkern meiner Familie. Der Erfolg war vollständig.

»Ich mußte einen Helfer für meine weitaussehenden Pläne haben, und euer Ruf als galante Frau lenkte meine Augen auf Euch. Sterbend noch hat Capitän du Fresne aus meinem Munde die Geheimnisse der List erfahren, deren Opfer er geworden. Ich habe ihm nichts verheimlichet . . . Was ich bei Euch that, war eine Kriegslist und ich bin jetzt gekommen, um Euch die Freiheit zu geben . . . daß Ihr an den Verbrechen du Fresne's keinen Antheil hattet, weiß ich, aber Ihr führt seinen Namen und schon darum kann und konnte ich Euch nicht lieben. Euer Mann hat mir freilich gesagt, Ihr würdet es übernehmen ihn zu rächen, mich mit eurem Hasse verfolgen, aber ich lachte über diese Drohung. Der Commandant du Halot seinerseits hat einen Jacobiner gegen mich aufgehetzt und obgleich ich jene Viper bereits hätte zertreten können, ließ ich sie doch leben, damit Ihr Gelegenheit hättet mit dem Mönche vereint gegen mich zu handeln. Ich erwarte sonach Euch beide. Geht morgen in das Castell und lasset mit Gewalt eine eiserne Thür öffnen, die Ihr im Cisternenhofe finden werdet; diese Thür führt in ein unterirdisches Gewölbe, in welchem Ihr den würdigen Genossen antreffen werdet. Verständiget Euch mit ihm. Ich liebe die Gefahr viel zu sehr, als daß ich Euch nicht alle Mittel gewähren sollte mich zu verfolgen . . . Mitleid hätte ich sicherlich mit Euch gehabt, wenn Ihr der Liebe würdig gewesen wäret, die Ihr mir eingeflößt zu haben glaubtet; aber mein Herz ist jung, das eurige bereits über-

sättiget und so passen wir nicht zu einander. Ihr führt ein ausschweifendes Leben, ich bin ein begeisterter Soldat des Fürsten, dem ich diene und des Ruhmes, den ich suche. — Lebt wohl. Euer Pferd wird mir gegen euren Willen einen großen Dienst leisten, denn seine Schnelligkeit bringt mich sicherlich binnen einigen Stunden aus dem Bereiche der Verfolgungen, so wie, für immer hoffentlich, aus den Augen der Sirene, die ich nicht mehr sehen mag.«

Pampelonne drehte sich rasch um und wendete sich nach der Treppe hin; die Witwe du Fresne's aber warf einen Mantel über und wollte ihm folgen.

»Wohin geht Ihr?« fragte Louise sanft.

»Folge mir . . . Ich kann vor ihm bei der ersten Wache ankommen, ihn anzeigen und seine Verhaftung bewirken, so daß er für seine Frechheit büßen muß. Komm!«

»Ich lasse Euch nicht!« entgegnete die Zofe, indem sie an die Thür eilte; »ich lasse Euch nicht hinaus.«

»Unglückliche, wenn Du Dich widersetzest, bist Du verloren!« rief das Weib ungestüm, indem es nach einem Dolche griff.

»Ich lasse Euch aus diesem Zimmer nicht hinaus!« wiederholte Louise, während die Witwe du Fresne's stehen blieb, um auf den Galopp des Pferdes Pampelonne's zu hören. Dann fragte sie mit geschwungenem Dolche:

»Warum vertheidigst Du ihn, Unglückliche?«

»Ich liebe ihn!« antwortete das Mädchen, aber kaum war die letzte Sylbe über ihre Lippen, als sie blutend zusammenbrach.

Fünftes Capitel.

Das Geheimniß Pampelonne's.

Pampelonne war wohlbehalten durch das Thor von Angers hinaus gekommen und hatte die noch übrigen Stunden der Nacht benützt, um sich so weit als möglich von der Stadt zu entfernen, welche von katholischen Soldaten umgeben war. Die ganze Umgegend stand in Waffen und nach allen Seiten hin leuchteten die Wachtfeuer. So oft Pampelonne freies Land gefunden, hatte er sein Pferd in Galopp nach Saumur hin getrieben, wo er das Heer des Prinzen von Condé zu finden hoffte.

Binnen weniger als drei Stunden hatte der Gascogner die dreizehn Stunden zwischen Angers und Saumur zurückgelegt; aber sein Pferd war gleich ihm erschöpft. In der Nähe von Saumur war alles öde und still und Pampelonne wußte nicht was er davon denken sollte. Er hatte unterwegs erfahren, das Heer des Prinzen befinde sich am linken Ufer der Loire und es schien vor ihm zu fliehen, da er keinen Posten desselben erreichen konnte. Unterdeß begann der Tag zu grauen, den Reiter peinigte der Hunger, das Pferd ließ den Kopf hängen, es mußte also irgend ein Entschluß gefaßt werden. Ohne länger zu zögern, stieg der Gascogner ab, als er ein Haus erreichte, dessen Thür und Fenster verschlossen waren, und horchte an den Fensterläden. Das Erste

was er vernahm, war ersticktes Schreien einer Henne, der man wahrscheinlich den Hals umdrehte.

»Da scheine ich zu ganz gelegener Zeit zu kommen,« dachte Pampelonne bei sich, dann horchte er von neuem und er vernahm das freudige Wiehern der Pferde, das sie hören lassen, wenn man ihnen Futter bringt.

»Das trifft sich ja vortrefflich,« dachte der Gascogner weiter. »Reisende zu Fuß und zu Pferd scheinen hier Aufnahme zu finden.«

In einem der Fensterläden befand sich ein Sprung; Pampelonne legte das Auge an denselben und erblickte zwei Franciscaner, deren einer einen Hahn rupfte, während der andere ein großes Feuer anschürte. Beide wendeten dem Fenster den Rücken zu, so daß man nur ihre zurückgeschlagenen Capuzen und runden Köpfe sehen konnte. Einige Schritte hinter ihnen thaten sich zwei wohlgenährte Maulthiere an Heu und Stroh eine Güte.

»Was ist das? An einem Freitage?« dachte Pampelonne bei sich und mit kläglicher Stimme rief er: »Lieben Brüder, in der Schrift steht, glaube ich, geschrieben, wenn man für Zwei zu essen habe, könne ein Dritter auch noch etwas bekommen.«

Diese Worte brachten gewaltige Bestürzung drinnen hervor. Einer der Franciscaner stieß einen Fensterladen auf und rief verwundert:

»Herr von Pampelonne!«

»Wie? Du bist's, Laprairie? Und Ihr, Gourdon? **Ventre Saint-Gris**, woher kommt Ihr?«

Der Vicomte von Gourdon war auf den Ausdruck Laprairie's auch herbei gekommen, gab dem Freunde die Hand und wollte ihn in seine Arme ziehen.

»Gibt's keinen Platz für mein Pferd?« fragte Pampelonne.

»Gewiß. Wo hast Du es? Wir wollen sogleich die Thür aufmachen.«

Der Gascogner führte sein Pferd herbei und in das Haus zu den beiden Maulthieren, setzte sich dann an das Feuer zwischen Gourdon und den Unteroffizier, welcher den Hahn an den Ladstock spießte und sagte, über den Ernst des Koches lachend:

»Vor allen Dingen etwas Politisches: wo ist der Prinz?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Gourdon.

»Und sein Heer?«

»Ziemlich überall.«

»Wie so überall? Erklärt Euch näher, lieber Vicomte; wir sind nicht mehr im Lande der Geheimnisse.«

»Ich erfinde wahrhaftig nichts; der Prinz hat sich durch Joyeuse, Mayenne und Brissac so einschließen lassen, daß er nicht vorwärts und nicht rückwärts konnte und sein kleines Heer in Häufchen von zwei, vier, sechs Mann aufgelöset hat, die nach allen Seiten hin sich durchzuschleichen suchen, um sich bei La Rochelle wieder zu sammeln.«

»Leider nur zu wahr,« fiel der alte Unteroffizier ein. »Wir haben da einen schönen Feldzug gemacht. Ich freue mich nur, daß ich nicht verheirathet bin, denn ich würde mich vor dem Unterrocke meiner Frau schämen.«

»Der Prinz und der Herzog von Tremouille fahren verkleidet auf der Loire hinunter; Rosny führt als Pferdehändler seine eigenen Pferde von Markt zu Markt bis Nerac. Laprairie und ich haben zwei Franciscaner ausgezogen, um

in ihren Kutten besser durchzukommen. Wohin wir aber gehen, wissen wir nicht.«

»Und was ist aus eurer Prinzessin geworden?«

Gourdon sah Pampelonne verzweiflungsvoll an, so daß der Gascogner fortfuhr:

»Auf das Augenverdrehen und Seufzen der Verliebten verstehe ich mich nicht; redet also, wenn Ihr mir etwas anvertrauen wollet.«

»Wir haben uns getrennt . . .«

»Das sehe ich.«

»Auf immer.«

»Das ist eine sehr lange Zeit.«

»Wir waren kaum eine Stunde weit auf der Straße nach Paris hin gekommen, als die Venetianerin zärtlich ihre Hand in die meinige legte und mit einem Tone, den ich nie vergessen werde, sprach: »Herr Vicomte, es würde schlecht von mir seyn, wenn ich Euch länger bei mir behalten wollte; die Gegend, durch welche mein Weg führt, ist in der Hand eurer Feinde und eure Feinde sind meine Freunde; ich habe von den königlichen Truppen nichts zu fürchten, Ihr dagegen alles. Euer Dienst, eure Ehre, euer Glaube rufen Euch an das andere Ufer der Loire, Ihr müsset ihnen folgen und mich verlassen.«

»Ich Euch verlassen! Euch zu Fuß in der Nacht ohne andere Gesellschaft als das junge Mädchen, ohne Führer, ohne Beschützer allein lassen? Niemals!«

»Es muß geschehen . . . Ich klopfe an das Haus, das wir dort unten sehen; begleitet mich dahin; wenn ich Aufnahme finde, nehme ich da von Euch Abschied. Seyd unbesorgt; mein Name ist mir sicherer Schutz; kein Unterthan des Königs von Frankreich könnte es wagen, die Ach-

tung gegen mich zu verletzen, ohne sich schrecklicher Strafe auszusetzen.«

»Wer seyd Ihr also?«

»Signora Fabia Fabiani. Ich gebe Euch mein Wort, daß dieser Name der meinige ist. Folgt meiner Bitte!«

»Ihr bittet? . . . Das ist mir ein Befehl.«

»Euer Gehorsam wird früher oder später belohnt werden . . . ich hoffe es.«

»Den Lohn, nach dem ich mich sehne, könnt Ihr mir auf der Stelle geben.«

»Welchen?«

»Reicht mir die Hand zum Kusse.«

»Da ist sie.«

»Wir gelangten an das Haus, welches die Signora bezeichnet hatte; sie klopfte an und man öffnete. Ich wartete an der Thür; im nächsten Augenblicke kam der allerliebste Schelm, die kleine Venezia, zurück, welche das Glück hat, stets bei ihrer Pathe zu seyn und sagte:

»Man nimmt uns freundlich auf; eure Aufgabe ist gelöset, schöner Herr. Signora Fabiani hat mir aufgetragen, Euch herzlich zu danken.«

»Und sie selbst soll ich nicht noch einmal sehen?«

»Wir sind alle drei jung, die Zukunft gehört uns . . . hoffet!«

»Wo, wann werde ich Euch wieder finden?«

»Das müsset Ihr Euch fragen.«

»Wenn ich den Gefahren entgehe, die mich umgeben, wenn mich der Gram nicht tödtet, so ist mein Platz bei dem Könige von Navarra . . . mein Name . . .«

»Euren Namen kennt man auswendig,« fiel Venezia mit schelmischem Lächeln ein.

»Er wird bald vergessen seyn.«

»Das lügt Ihr,« flüsterte das Mädchen und warf zugleich die Thür hinter sich zu. Ich stand nun allein auf dem Wege im Dunkel einer sternenlosen Nacht und in meinem Herzen kämpfte Verzweiflung mit der Hoffnung, welche die letzten Worte Venezia's geweckt hatten.«

»Lieber Freund, eure Geschichte ist mir zu verworren; mit den Büchern bin ich immer nicht gut ausgekommen und in euren Abenteuern scheint gar etwas Zauberwesen zu liegen. Folgt meinem Rathe, lasset di: Marchesa laufen uud wünschet ihr meinetwegen auch glückliche Reise. Mir ist immer, als werde uns die ganze Geschichte noch Unglück bringen . . .«

»Wer hat Dir gesagt, daß sie Marchesa sey.«

»Jemand, der es gewiß weiß.«

»Wer?«

»Der Marchese, der Herr Vater, ein Mensch, der einen Magen wie ein Strauß hat und schwatzt wie eine Elster . . . Ich kenne die schöne Signora etwas.«

»Um Gottes willen sprich, ich stehe wie auf Kohlen. Von dem Vater sprichst Du?«

»Ja, Vicomte, aber wenn ich an ihn denke, kehrt sich mein Magen in mir um . . . Aber Laprairie, der Hahn ist gut gebraten; noch ein paarmal den Spieß herumgedreht und der Unglückliche hat nur noch Haut und Knochen . . . Her mit ihm!«

Als Pampelonne einen Flügel verzehrt hatte und an eine Keule des zähen Hahnes ging, fuhr er fort:

»Ich sagte, ich kenne die Marchesa Fabia Fabiani; ich kannte sie als ich vor vier Monaten in Venedig war und

für den armen braven Bearner bei dem Grafen Ruggieri, dem Präsidenten des Senats, unterhandelte. Wenn ich sage, ich hätte die Marchesa gekannt, so heißt das: sehr von weitem; gesehen habe ich sie nie, viel aber von ihr aus einem eben so schönen als beredten Munde gehört. Das ging so zu: Ihr wisset, Freund, daß die Frauen Grund genug hätten, wenn sie mich lebendig verbrennen ließen, denn ich bin ihr größter Feind; bis zum heutigen Tage habe ich noch keine geliebt und doch, Gott verzeihe mir, könnte ich mehr als ein halbes Dutzend nennen, die mich sehr — werth hielten; — aus Schamhaftigkeit will ich mich so ausdrücken.«

»Eingebildeter Narr!«

»Möglich! Unter diesem halben Dutzend befindet sich auch die Gräfin von Ruggieri, die Frau des alten Präsidenten, der so häßlich und giftig wie seine Gefährtin schön und sanft ist. Um nun die Angelegenheiten des Königs zu einem guten Ende zu führen, knüpfte ich Unterhandlungen mit der Gräfin an, was weniger langweilig war und auch schneller förderte. Es ist mein System, das ich für gut halte, die Männer bei ihrer schwachen Seite zu fassen, d. h. bei ihren Weibern. Es gelang mir dies in Venedig, in Savoyen, in der Schweiz und erst ganz kürzlich in Angers, und die Folge davon ist, daß ich für einen vielversprechenden Diplomaten und für einen Ehestörer gelte . . . Ich machte also der Gräfin Ruggieri mit ziemlichem Glück den Hof, da sie durch ihren Mann bei der Republik die Genehmigung der Anleihe durchsetzte, die ich für den König zu Stande bringen sollte. Während ich nun bei meiner Schönen girrte, ließ ich mir aus der vornehmen Welt Venedigs erzählen und wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, spielte

die Marchesa Fabiani auch eine Rolle in diesem pikanten Geschichtchen.«

»Welche Rolle?« fragte Gourdon.

»Wenn Ihr Euch schon bei dem ersten Worte erzürnt, erzähle ich gar nicht weiter. So sind die Verliebten! Erst drängen sie, von ihrem »Gegenstande« zu reden und wenn man etwas anderes sagt, als sie selbst wissen, wollen sie aus der Haut fahren . . . Die Marchesa scheint tiefen Gram zu nähren; vor einigen Jahren sah man auf der Promenade nur sie; ihr Luxus überstrahlte weit alle ihre Nebenbuhlerinnen; vor ihrer Stimme verstummten die Nachtigallen und vor ihrer Schönheit neigte sich jede Stirn. Ein Jahr nach der Anwesenheit des Königs von Polen und seines Hofes in Venedig sah und hörte man von jener stolzen Patrizierin nichts mehr; ihr Palast, der für Freunde und Fremde verschlossen blieb, war nichts als ein kostbares Grab, in dem sie sich lebendig einschloß. Da verbreitete sich das Gerücht, die Marchesa habe sich leidenschaftlich in einen französischen Herrn verliebt, dessen Namen ich jedoch nicht zu erfahren vermochte. Zufälliger oder unglücklicher Weise liebte jener Mann schon und die arme Venetianerin seufzte vergebens. Das ist die Geschichte. Ich gestehe, daß sie mich reizte und auf den Gedanken brachte, ob ich nicht eine Intrigue anknüpfe, bei welcher der Sieg auch Ehre bringe. Meine Gesandtschaft war mit Glück zu Ende gebracht, ich hatte Zeit zu verlieren, die Gräfin Ruggieri wurde etwas langweilig und so nahm ich mir vor, in das Herz, das Thor oder die Fenster der schönen Trauernden mit Gewalt einzudringen . . .«

»Du hattest die Keckheit? . . .«

»Ich würde sie gehabt haben, wenn mir nicht in der-

selben Nacht ein höchst unangenehmer Fall unter den Fenstern der Gräfin begegnet wäre, der mir die Lust an solchen Liebeleien gründlich verleidete . . . Aber Laprairie, wenn Du das nächste Mal wieder auf Lebensmittelfang ausgehst, so thue mir den Gefallen, laß die Hähne laufen und schlachte Hühner. Dein Braten da schmeckt wie ein alter Rabe. Und an deinem Gürtel da hängt ja wohl ein Fläschchen?«

»Ja, Herr Ritter.«

»Reiche es mir einmal her, damit ich, wenn es möglich ist, den letzten Mund voll hinunter bringe und vergesse.«

»Aus deiner Erzählung schließe ich,« sagte Gourdon, »daß Du auch nicht ein Wort von der wahren, räthselhaften und vielleicht uns verderblichen Geschichte der Marchesa weißt . . .«

»Mag seyn, aber nicht minder wahr bleibt es, daß ich Euch auffordere, wenn Ihr die Marchesa heirathen solltet, den Herrn Vater aus dem Hause zu schaffen. Er ißt gar zu viel und — alles!«

Gourdon lachte.

»Ihr lacht,« entgegnete Pampelonne; »daraus ersieht man, daß Ihr die Excellenz nicht kennt.«

»Du hast den armen Teufel endlich gefunden? Wo?«

»Ihr scheint mir doch etwas leichthin von eurem künftigen Schwiegervater zu sprechen.«

»Beschreibe mir doch den würdigen Mann!«

»Das wird schwer seyn, denn ich habe ihn — aus guten Gründen — nicht gesehen.«

»Nicht gesehen?«

»Weil der Herr Marchese . . . Ihr habt's gewollt, daß ich Euch die Geschichte erzähle . . .«

Pampelonne erzählte was zwischen ihm und dem Normann vorgegangen war; da er aber dem Freunde den Grund seines Besuches in dem unterirdischen Gewölbe nicht mittheilen wollte, so kleidete er die Sache nach seiner Art ein und gelangte sogleich zu den Knoblauchzehen und Talglichtern, welche der angebliche Venetianer verzehrt hatte. Gourdon mußte sich vor Lachen die Seiten halten.

»Ich an eurer Stelle könnte nicht so lachen,« sagte der Gascogner, »denn ich würde um mein väterliches Erbe besorgt seyn, wenn ich in eine Familie heirathen sollte, deren Haupt einen solchen Magen hat.«

»Beruhige Dich, lieber Armand, der Herr Marchese ist ein Haudegen, ein armer Teufel, ich will es Dir nur gestehen.«

»Was sagt Ihr da?« fragte Pampelonne und sah den Freund mit weit aufgerissenen Augen an.

»Die Marchesa hat ihren Vater vor bereits einem halben Jahre verloren und läßt sich zum Schutze von einem Abenteurer begleiten, dem sie einen pomphaften Namen gab, um noch gesicherter zu seyn. Der Grieche Ancyra ließ sich auch durch die Rolle täuschen, welche der Capitän la Gazette zu spielen hatte und . . .«

»Was sagt Ihr?«

»Der Soldat oder wenn Du willst der Capitän la Gazette ist ein schlauer Normann, der in Venedig Beschäftigung suchte, als ihn die Marchesa in ihre Dienste nahm.«

»Und ihn habe ich befreiet... ihn . . . ihn der... O, einen größern Ochsen als mich gibt es nicht! Der Normann hat mich bestohlen . . . geplündert . . . entehrt... Er war es ohne Zweifel, der . . . Gewiß er, der . . . Vicomte, Ihr habt den König um viel Geld gebracht.«

»Bist Du bei Sinnen?«

»Nein, ich bin nicht bei Sinnen, denn ich bin wüthend . . . So finde ich jetzt den Spitzbuben wieder? Gourdon, Gourdon, das kommt davon, wenn man den Mädchen nachläuft!«

»Pampelonne!«

»Gottes Tod! Werdet so bös als Ihr wollet und könnet, ich habe doch das Recht und auch Grund dazu mir die Haare auszuraufen und zu fluchen wie . . . Hol' der Teufel eure Liebelei, eure Schwärmerei und Träumerei, die maskirten Frauenzimmer dazu und alle verhexten Unterröcke? Einen schönen Streich habt Ihr da gemacht und wenn unser vortrefflicher König Euch den Kopf vor die Füße legen läßt, sobald Ihr Euch wieder vor ihm sehen lasset, so sage ich, er ist ein gerechter Fürst und ein weiser Mann.«

Darauf stand Pampelonne auf, ging mit großen Schritten auf und ab, stampfte mit dem Fuße auf wie toll, zerriß seine Mönchskutte und schlug sich auf die Schenkel als wolle er sie zertrümmern. Gourdon sah ihm mit Engelsruhe zu; er kannte den Charakter des Gascogners und wußte, daß der Sturm nicht lange anhalten werde. Auch bemühte er sich das Räthsel dieses plötzlichen Wuthausbruches zu lösen und wenn es ihm auch nicht gelang, so glaubte er doch, sein Freund habe wirklichen Kummer, den er unschuldiger Weise verursacht habe.

Allmälig beruhigte sich Pampelonne und er beherrschte sich so weit, daß er sowohl den Gegenstand des letzten Gesprächs als auch seinen heftigen Zorn zu vergessen schien. Aber sein Gesicht blieb finster, seine Stirn träumerisch und

sein sonst schalkhaftes Lächeln zeigte sich nur noch am Rande seiner Lippen.

»Wir wollen aufbrechen,« sagte er plötzlich, »denn wir können doch nicht länger hier bleiben, wenn wir nicht gehangen seyn wollen und gerade jetzt liegt mir sehr viel am Leben.«

Die drei Hugenotten im Mönchsgewande bestiegen also ihre Thiere wieder und ritten fort, um nach Montauban zu gelangen, wo sich der König von Navarra mit seinem kleinen Hofe befand. Laprairie sammelte milde Gaben ein, hieß auch gelegentlich hie und da ein fettes Huhn mitgehen und besorgte die Küche. Gourdon sprach lateinisch für seine beiden Gefährten und machte Wundercuren in mehren Dörfern, in denen man ihn wegen Kranker und Verwundeter zu Rathe zog. Pampelonne vertheilte Amulette, kurz mit Hilfe von vielerlei List, Keckheit und Unverschämtheit erreichten die drei Reisenden das calvinistische Land, nachdem sie Gefahren entgangen waren, deren Schilderung Stoff zu eben so dicken als unterhaltenden Büchern geben würde, und erblickten endlich mit großer Freude die spitzen Dächer der Stadt Montauban.

»Zum letzten Male,« sagte Gourdon zu seinem Freunde als sie durch die Vorstadt ritten, »willst Du mir mittheilen, was unser König mit dem Normann la Gazette gemein haben kann?«

»Das ist mein Geheimniß,« antwortete Pampelonne, »und die Pest soll mich holen, wenn ich zuerst davon spreche.«

Der König von Navarra wartete in Montauban auf die ersten Feindseligkeiten von Seiten der Ligue und des

französischen Hofes; er hatte seine Truppen in drei Armeecorps getheilt, eines zu La Rochelle unter dem Commando des Prinzen von Condé, das andere unter dem Vicomte von Turenne in Armagnac, während er mit dem dritten, das fast ganz aus Reiterei bestand, am rechten Ufer der Garonne lagerte. Ohne Geld, ohne andere Hilfsmittel als die Hingebung seiner Soldaten, verschuldet gegen alle seine Leute, sah sich der Bearner in Montauban zurückgehalten, ohne eines der kühnen wohlberechneten Unternehmen ausführen zu können, die später sein königlicher Erbe den Händen Guise's entrissen. Als er die Nachricht von der Einnahme der Citadelle von Angers erhalten, hatte er den gesunkenen Muth seiner Gefährten wieder aufgerichtet und einen Courier an Mornay, seinen Gesandten in Deutschland, abgefertigt, damit derselbe die Anwerbung von zehntausend Mann betreibe, mit denen er Heinrich III. den Antrag machen wollte, die Ligue zu vernichten.

Durch einen gewagten Marsch, durch eine glänzende Waffenthat und an der Spitze von zwanzigtausend Mann gedachte der König von Navarra dem Könige von Frankreich die wirklichen Feinde der Krone zu bezeichnen. Aber die Deutschen marschirten nicht ohne Geld und die Ersparnisse des Bearners waren erschöpft. Die calvinistischen Heerführer freuten sich wohl mit ihrem Haupte der Einnahme von Angers; dieser Platz deckte ihnen die Straße von Orleans und Paris und gab ihnen die Herrschaft über eine reiche und unruhige Landschaft, aber sie konnten nicht begreifen, warum der König davon immer wie von einer Goldgrube sprach, welche ihre Partei bereichern werde.

Am Tage vor der Ankunft Gourdon's, Pampelonne's und Laprairie's war der Baron von Rosny in Montauban

angekommen und hatte zuerst die traurige Nachricht von der Niederlage des Prinzen von Condé mitgebracht.

»Und die Citadelle von Angers?« hatte der König gefragt.

»Sire, sie hat sich ergeben, hat man mir gesagt, nach einem Widerstand, wie man ihn von denen erwarten konnte, die drinnen waren.«

»Und was ist aus unsern tapfern Gascogner geworden?«

»Einige sagen, man habe sie gehangen, Andere behaupten sie seyen mit dem Leben davon gekommen und noch Andere versichern, sie seyen alle auf der Bresche gefallen.«

Die Folge dieser widersprechenden Nachrichten war, daß der König von Navarra eine schlaflose Nacht verbrachte und Jedermann schrieb seine Unruhe dem Verluste jener Citadelle zu, aus welcher er so großen Vortheil zu ziehen gedacht.

Als man am nächsten Tage dem Bearner meldete, Gourdon und Pampelonne wären in Mönchskleidung angekommen und bäten um eine Audienz, eilte er ihnen entgegen, fiel Pampelonne um den Hals, küßte ihn auf beide Wangen und zog ihn in sein Cabinet hinein.

»Ich wußte wohl, Ritter, daß Du nicht so dumm seyn würdest, Dich hängen zu lassen oder nutzlos dein Leben hinzugeben. Ventre Saint-Gris! Wie steht's mit unsern Angelegenheiten? Erzähle mir und fange mit dem Interessantesten an, mit . . . den Diamanten.«

»Sire,« antwortete der Gascogner niedergeschlagen, »ich hatte Ew. Majestät versprochen, Euch meinen Kopf oder Millionen zu bringen . . . da ist mein Kopf! die Millionen zu finden gebe ich auf, denn sie sind durch meine

Schuld aus dem Gewölbe in der Citadelle von Angers in die Tasche eines Normann übergegangen, aus der sie sicherlich selbst der Teufel nicht wieder herauslockt.«

Der König stampfte mit dem Fuße auf und rief:

»Und wer wird nun meine Soldaten bezahlen? He? Werden sie auch nur als Abschlagszahlung den Kopf annehmen, den Ihr mir bietet, Herr Ritter?«

»Das glaube ich nicht, Sire, wie hoch sie sonst auch Eselsköpfe halten mögen.«

Diese in vollkommen guter Laune gegebene Antwort verscheuchte sofort die Verstimmung des Bearners, der Pampelonne lächelnd die Hand reichte und sagte:

»Es wird sich eine andere Gelegenheit für Dich finden; reden wir nicht mehr davon. Einen Theil deiner Abenteuer in Angers hat man mir schon erzählt, jetzt theile mir vom Anfange bis zum Ende mit, was Du erdacht, unternommen und ausgeführt hast. Da Du mit leeren Händen kommst, so unterhalte mich wenigstens gut.«

Pampelonne ließ sich das nicht zweimal sagen und versetzte seine Erzählung mit so viel Humor, daß der König Thränen lachte, als er mit den Worten schloß:

»Ihr sehet nun wohl, Sire, daß der Vicomte von Gourdon durch seine Liebe zu der Venetianerin alles verdorben hat; wenn er mich vor dem angeblichen Marchese Fabiani gewarnt und ich somit erfahren hätte, daß ich einen Normann vor mir habe, so würde ich ihm auf die krummen Finger gesehen und er mir den Streich nicht gespielt haben; denn so wahr ich ein Gascogner bin, jener la Gazette hat Euch bestohlen . . . Aber wo ihn jetzt finden? Und fände ich ihn, wie ihn zur Herausgabe nöthigen? Ich wollte wahrhaftig, ob ich gleich ein Hugenott bin, lieber

versprechen, den Papst zu entthronen und an seiner Stelle Messe zu lesen, als den Schatz jenes Spitzbuben ausfindig zu machen. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als Euch zu bitten Gourdon nicht zu grollen; dem armen Teufel hat die Liebe den Kopf verdreht und wenn er auch eure Gunst noch verlöre, würde er im ersten Scharmützel den Tod suchen; sein Degen aber ist, meiner Meinung nach, mehr noch werth als dieses verfluchte Kästchen, dessen Geschichte mich mein Leben lang betrüben wird.«

Der König von Navarra nahm Pampelonne an der Hand und ging mit ihm aus seinem Cabinet hinaus. Gourdon wartete an der Thür, bis er seinerseits Audienz erhalte.

»Ah, da seyd Ihr ja, Gourdon?« sagte der Bearner halblaut und lächelnd. »Ihr seyd, bei Gott! während eures Urlaubes so fleißig gewesen, daß wir um euretwegen oftmals mit leerem Magen und zerrissenem Wamms den Krieg werden führen müssen.«

»Sire . . .«

»Wir schulden Euch hunderttausend Thaler, die wir Euch nicht sobald zahlen werden; das ist das Wenigste.«

»Sire, alles was ich besitze, steht zu Eurer Verfügung, aber geruhet nur mir zu sagen . . . Herr von Pampelonne behauptet, ich habe Euch um Millionen gebracht . . .«

»Ja, Vicomte . . . Meine Herren,« setzte der König zu seinen Offizieren hinzu, »diese Nacht sitzen wir auf, um Cahors zu überrumpeln. Da es uns an Silber und Gold fehlt, wollen wir wenigstens das Eisen und Blei, das wir noch haben, gut verwenden. Herr von Gourdon, Ihr werdet morgen nach der Dauphiné abgehen, wo Lesdiquières

der Unterstützung und Verstärkung sehr bedürfen soll... Ich ersetze, wie Ihr sehet, die Quantität durch die Qualität.«

Leiser fügte er dann hinzu:

»Wenn wir Euch für einige Zeit von unserer Person entfernen, so geschieht es, weil uns der traurige Zustand unserer Casse, den ihr herbeigeführt habt, am Herzen liegt. Es muß ein Exempel statuirt werden.«

»Pampelonne,« flüsterte Gourdon seinem Freunde zu, »löse mir das Räthsel oder ich werde nun ernstlich bös.«

»Lieber Freund, jetzt ist es das Geheimniß des Königs.«

»Du wirst einmal deinen Eigensinn bereuen!« brummte der Vicomte, indem er sich rasch von Pampelonne entfernte, welcher sich ins Fäustchen lachte.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Die Signora Fabia Fabiani.

Erstes Capitel.

Der Ausrufer der Ligue.

Da die großen Ereignisse, welche die Jahre 1586, 87 und 88 bezeichneten, die Personen unserer Geschichte getrennt haben, so überspringen wir Alles das, was die Ermordung der lothringischen Fürsten in Blois und die Allmacht der Ligue herbeiführte und den Sturz der Valois vorbereitete.

Diese Ereignisse gehören zu den tragischesten Seiten der Geschichte Frankreichs und sie sind in allen Einzelheiten durch Schriftsteller erzählt worden, die leidenschaftlich für die eine oder die andere Partei waren. Frankreich, das der Bürgerkrieg zerfleischt und eine Beute der Wuth der Hungersnoth und der Seuchen, der Rohheit der Soldateska, der Raubsucht der Abenteurer aller Art und des Ehrgeizes der Führer war, wurde wie ein großer Kampfplatz abwechselnd von der einen und der andern Partei gleichsam mit

Sturm genommen, von den Siegern geplündert, von den Besiegten verwüstet.

In den schönen Gegenden traf man nichts als bewaffnete Banden, die unter der Fahne des Valois oder Mayennes oder des Bearners die unglücklichen Bewohner vollends auspreßten und ruinirten. Bei jedem Tritte trafen die Soldatenpferde auf Leichen, welche die Noth, der Hunger oder die Seuche auf die Straße geworfen hatte; die jetzt reichsten Städte, die Flecken und Dörfer waren voll von Lärm, Kürassieren und Kanonen.

Ueberall waren die Brücken aufgezogen, die Ketten vorgespannt, die Thürme besetzt; überall brannte die Lunte, daneben die Büchse. Man sprach von nichts als von Ueberfällen, Gemetzel und Kampf. Der böse Geist des Unfriedens, des Hasses und der Rache schwebte über dem schönen Lande.

Das Volk von Paris überließ sich den ausschweifendsten Ruhestörungen, angestachelt durch den Zorn und den Ehrgeiz der Guisen, durch den Zorn der Herzogin von Montpensier, die den Tod ihrer in Blois ermordeten beiden Brüder zu rächen geschworen hatte, und durch den Ehrgeiz des Herzogs von Mayenne, der nach dem Throne strebte. Die Kirche donnerte gegen den Mörder des allerchristlichsten Fürsten, und die ungestümsten Liguisten, die feurigsten Prediger, die unversöhnlichsten Feinde des Valois gehörten den Jacobinern, den reichsten Abteien an.

Die Herzogin von Montpensier, eine heißblütige, kühne, intrigante und haßsüchtige Frau, hatte stets am Gürtel die Scheere, mit welcher sie Heinrich **III.** tonsuriren wollte, sie war bald hier bald da, um die Gemüther ihrer Anhänger zu erhitzen und zeigte bis ans Ende der Rolle, die sie mit so großem Eifer übernommen hatte, eine Energie und

eine Hartnäckigkeit, welche ihren Namen berühmt gemacht haben.

Ernste und wohlunterrichtete Geschichtschreiber versichern einmüthig, dieser ganze Haß rühre nicht blos von dem blutigen Schimpfe her, welchen Heinrich **III.** dem Hause Lothringen angethan, sondern vielmehr noch von der Mißachtung der lockenden Reize der Herzogin und den Spöttereien, die er sich über die Ungleichheit ihrer Beine sollte erlaubt haben.

Guinceſtre, ein Pfarrer in Paris, rief auf der Kanzel aus, als er von dem Könige sprach: »Ja, ich schwöre es, es ist eine verdienstliche That, diesen Apostaten zu ermorden.«

Zu keiner Zeit, nicht einmal in den schlimmsten Tagen von 1793, gab es so kühne Schmähungen, so wüthenden Zorn, so ungestüme Verachtung gegen das Königthum, den Hof und dessen Partei. Was man damals gegen das Staatsoberhaupt sprach, schrieb und erfand, übersteigt Alles, was wir jetzt uns vorstellen können. Freilich hatte sich dieser Hof selbst in den Schmutz geworfen, in dem er umhergezogen wurde; freilich hatten die Söhne der Katharina von Medici das Beispiel der Sittenlosigkeit gegeben, welche die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts befleckte; freilich hatte Heinrich **III.** jedes Maß zum Ueberlaufen voll gemacht durch seine Ausschweifungen, durch seine Trägheit, seine unselige Verschwendung, seinen kindischen Aberglauben und seine namenlosen Narrheiten; die angeblich katholische Union brachte aber, als sie sich in Masse gegen ihn erhob, Gewaltthat, Mißbrauch, Intrigue, Untreue und Fanatismus in so enge Verbindung mit der Züchtigung, daß sie das Land nicht nur nicht rettete, sondern in Trüm-

*

mer stürzte und erregte in dem Herzen eines Volkes, das zum ersten Male von Emancipation träumte, jenen unvermeidlich schuldbeladenen Zorn und jene Keime von Anarchie, aus dem die Königsmörder erwachsen.

Wir wollten mit wenigen Zeilen den Zustand Frankreichs im Anfange des Frühjahres von 1589 schildern, jenes Jahres, welches nach alten Astrologen verderblich seyn sollte.

Um die Personen des Dramas, das wir darzulegen haben, wieder vorzuführen, ohne auf die Erzählung zurückzukommen, welche der Geschichte angehören und die der Roman nur leicht berühren darf, suchen wir rasch eine jede von ihnen auf, und wenn sie das Glück gehabt haben, bisher unsern Lesern zu gefallen, so werden sie von denselben wie von uns freundlich willkommen geheißen werden, denn es sind über drei Jahre vergangen, seit wir die Marchesa und Venezia an der Thür eines Hauses bei Angers an der Straße nach Paris in finsterer Nacht verließen; seit der Normann la Gazette aus dem Gewölbe entkam, in dem ihn Jacques Clement ersetzte; seit Madame du Fresne in eifersüchtiger Wuth über den Leichnam Louisens hinweg Pampelonne nacheilte; seit endlich Pampelonne und Gourdon in Montauban angekommen. Heinrich III. besaß nur noch einige Städte, die Ligue hatte ihm fast alle Provinzen entrissen und es war ihm keine andere Hoffnung geblieben, als die auf seinen Vetter, den König von Navarra, um seine empörten Unterthanen zur Pflicht zurückzuführen. Die Calvinisten, der Gegenstand so vieler Kriege und Verfolgungen, waren berufen, im Namen des allerchristlichsten Königs die Partei zu züchtigen, welcher sie den Vorwand zur Empörung geliefert hatten; es war Friede geschlossen

zwischen den beiden Königen, die sich in Tours umarmt hatten, und die Truppen des Herzogs von Mayenne hatten in den Vorstädten jener Stadt, die sie am 7. Mai 1589 zu stürmen versucht, eine blutige Niederlage erlitten.

Gourdon hatte sich in die Dauphiné begeben und da sich mit Lesdiguières tüchtig gegen die Liguisten und Savoyarden herumgeschlagen; trotz dem kriegerischen Leben aber, den Strapatzen und Kämpfen war die Leidenschaft, die ihn beherrschte, nicht aus seinem Herzen gewichen und als Lohn für seine ausgezeichneten Dienste erbat er sich die Gunst, unter den Augen der beiden Könige kämpfen zu dürfen.

Diese Vergünstigung war ihm stets verweigert worden, denn Pampelonne, der die Bande und Zufälle eines Verhältnisses, das er noch immer für verderblich hielt, für seinen Freund fürchtete, hatte immer sein ganzes Ansehen aufgeboten, um ihn in einer Art Verbannung zu halten.

Pampelonne, der bald Gesandter, bald Soldat war, hat manche Reisen nach Deutschland und nach England gemacht, auch hier und da, in Coutras und in verschiedenen Treffen Hiebe ausgetheilt, die seines Degens würdig waren, womit jedenfalls genug gesagt ist. Seine zahlreichen Erfolge vermochten indeß nicht ihn über die Täuschung des Capitäns la Gazette zu trösten. Vergebens suchte er den schlauen Normann überall. Niemand konnte ihm über denselben etwas sagen; dennoch verlor er weder den Muth noch die Hoffnung, wenn er auch stets den schlechten Gebrauch beklagte, welchen la Gazette höchst wahrscheinlich von dem Schatze machte, der seiner Meinung nach dem Könige von Navarra gestohlen war.

Madame du Fresne hat Jacques Clement aus dem unterirdischen Kerker befreit und Beide haben einander ge-

genseitigen Beistand bei der Rache an dem Ritter zugesagt. Dieser Bund hat indeß kein Resultat gehabt, denn die Reisen des Gascogners entzogen ihn der Verfolgung, der Mönch und die schöne Witwe haben sich in Paris der Ligue in die Arme geworfen und erwarten von dem Zufall die Gelegenheit zur Rache, welche sie selbst nicht herbeizuführen vermochten.

La Gazette hat in der Nähe von Paris eine großartige Besitzung erkauft und lebt da wie ein Fürst.

Die Marchesa und Venezia, die von den Bewohnern des Hauses freundlich aufgenommen worden, in das sie sich begeben, hatten dort die beste Gastfreundschaft gefunden. Ihr Wirth war ein alter Landedelmann, der sich in der unruhigen Zeit zurückgezogen hatte und dem Könige treu geblieben war. Nachdem die Damen einen Tag ausgeruhet, hatten sie auf einem kräftigen Pferde die Reise fortgesetzt, und waren unter der Führung eines Landmannes unangefochten bis Etampes gekommen; aber je näher sie Paris kamen, um so langsamer gelangten sie weiter.

Die Aufregung, die in der Hauptstadt herrschte, fand mächtigen Widerhall nach außen, und der König war aus dem Louvre noch nicht entflohen, als seine Feinde sich bereits des ganzen Kreises bemächtigt hatten, welcher jetzt die Bannmeile heißt.

Die Marchesa hatte sich genöthigt gesehen, in Etampes zu verweilen, um sich nicht Gefahren auszusetzen, welche ihre Reise hätten verzögern können. So energisch aber auch der Charakter der Venetianerin, so muthig ihr Herz war, ihre Kräfte mußten den gewaltsamen Anstrengungen erliegen, denen sie sich seit so lange aussetzte. Sie erkrankte, und zwar so gefährlich, daß Venezia in ihrer Verzweiflung

sie in ein Kloster der Hospitaliterinnen bringen ließ, wo sie verständige und aufmerksame Pflege fand, die ihr indeß eine lange Zeit hindurch die Gesundheit nicht zurückzugeben vermochte. In einem schleichenden Fieber schwebte sie zwischen Tod und Leben. Sie rief dabei Gott an und bat ihn nur um die Gnade, daß er ihr die Kraft geben möge, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, bevor sie ihre Seele aufgebe, die durch so viele heftige Erschütterungen gebrochen; aber das Leiden nahm immer mehr zu, und auf heftige Fieberanfälle folgte eine vollständige Lähmung beider Beine.

Auf dem Schmerzenlager, an das die Marchesa nun gefesselt war, versank sie in düstere Verzweiflung. Vergebens bemühte sich Venezia das Vertrauen in das trostlose Herz zurückzuführen; es gelang ihr nicht, und selbst die liebevollsten Aeußerungen ihrer Anhänglichkeit gewährten der armen Kranken, deren Verstand selbst zu leiden schien, nur bittern Trost; oftmals hatte die Marchesa dem Zigeunermädchen befohlen sie zu verlassen und sich allein nach Paris zu begeben. Eines Tages hatte sie geradezu gesagt: »Du wirst ihn aufsuchen und ihn wissen lassen, daß ich hier bin, aber nicht sagen, daß ich ihn erwarte. Nein, das verbietet mir meine Würde. Dem Mitleiden will ich nichts verdanken. Aber Gott wird ihn leiten, denn Gott ist gütig, und was ich gelitten habe, was ich leide, muß mir Vergebung meines Vergehens verdient haben. Gehorche mir, Venezia, ich beschwöre Dich, gehorche mir.«

»Führet mich nicht in Versuchung, liebe Pathe« hatte Venezia geantwortet. »Ich liebe Euch so sehr, daß ich schwach werden und eurem Wunsche nachgeben könnte. Das, was Ihr mir befehlt, ist aus zwei Gründen unausführbar; erstlich kann ich nicht darein willigen, Euch in eurem Zu-

stande zu verlassen; wenn Euch in meiner Abwesenheit ein Unglück begegnete, stürbe ich vor Scham und wäre verdammt, denn Ihr seyd mehr als mein Leben, und ich verehre Euch. Dann muß ich auch über euren Ruhm wachen, während Ihr selbst ihn in der Verzweiflung und dem Schmerze vergesset. Nach Paris soll ich gehen, den Grafen von Saveuse aufsuchen?«

»Nicht so laut! Nicht so laut!« hatte die Marchesa geantwortet. »Dieser Name regt Alles auf, was in meinem armen Körper noch lebt. Nicht so laut! Nicht so laut, sage ich Dir. Um Gottes und meinetwillen sprich leiser.«

»Nun,« hatte Venezia halblaut weiter gesprochen, »Ihr verlangt, daß ich den Grafen aufsuche, um ihm zu sagen, Ihr hättet in Venedig gewartet, bis Euer erlauchter Vater aus diesem Leben geschieden sey, um in Frankreich den Mann aufzusuchen, der Euch verrathen und belogen, den Mann, der Euch in vierzehn Jahren nur zweimal geschrieben, der sein Opfer vergessen . . . Ihr wollet dies, ich aber will es nicht, denn was sollte ich ihm sagen? Wird er nicht glauben, Ihr wäret gekommen, um von ihm als eine Gnade einen Namen zu erbitten, den Ihr sicherlich bald verachten würdet?«

»Ach,« hatte die Marchesa händeringend geantwortet, »ich will auch nicht was Du da sagst und doch . . .«

»Ich errathe Euch, meine edle, gütige Herrin, ich errathe Euch. Ihr wollet nicht, daß ich dies sage und doch liegt diese Schwäche in eurer Seele. Wir armen Weiber sind also, oder vielmehr die europäischen Weiber sind also: sie sind so stolz, daß sie die Schwäche ihres Herzens nicht eingestehen . . .«

»Venezia, Du vergissest . . .«

»Ach,« hatte das Zigeunermädchen hinzugesetzt, während sie auf ihre Knie sank, »vergebt mir, aber meine Liebe zu Euch ist nicht verdächtig. Verzeiht mir, wenn ich zu offen bin, aber mein Blut kocht in mir und die Töchter der Sonne, die Kinder der umherziehenden Stämme verstehen nur zu hassen und heiß zu lieben. Der Haß ist bei uns ohne Erbarmen, die Liebe ohne Schranke. Gedenkt an die Geschichte der Peruanerin, meiner Großmutter. Dem, welcher uns liebt, geben wir unser ganzes Leben hin, ohne Berechnung, ohne Rückhalt; dem, welcher uns verräth, geben wir den Tod ohne Bedauern. Ich werde also nicht zu dem Grafen gehen, denn ich erniedrigte Euch und ich hätte mehr Lust ihn zu ermorden als zu beugen.«

»Wir sind ja aber nach Frankreich gekommen, um das, was Du allein nicht thun willst, Beide zu versuchen.«

»Nein, euer Gedächtniß ist durch den Schmerz geschwächt, euer Herz im Kummer weich geworden. Wir sind von Venedig abgereiset, um zu erfahren ob der Graf noch lebe, damit er uns sähe, wenn er noch lebte, und Gott das Uebrige thue. Ihr habt durch diesen Schritt nur etwas erbitten wollen, während, wenn Ihr mich als Botin aussendet, Ihr Euch dadurch erniedriget, daß Ihr die Hand bietet. Wir wissen, daß der Graf lebt; wir wissen, daß er allmächtig bei dem Könige und nicht verheirathet ist; unsere Aufgabe ist also zur Hälfte gelöset; wir wollen nun Muth fassen und beten, da Ihr den Rath zurückweiset, den ich Euch so oft gegeben, seit wir die Citadelle von Angers verlassen haben.«

Die Marchesa hatte auf diese Erinnerung mit einem traurigen Lächeln geantwortet und Venezia weiter gesprochen:

»Gedenkt an Peblo und gedenkt an den Vicomte von Gourdon. Ihr versucht es vergebens eurem Geschicke zu entfliehen, der Vicomte ist der Stern, den Ihr in eurem Schiffbruche werdet glänzen sehen.«

»In meinem Schiffbruche? Du hältst mich also für verrathen und verlassen?«

»Ja,« hatte das Zigeunermädchen geantwortet, während eine Wolke über ihre Stirn strich und ein Blitz aus ihren schwarzen Augen leuchtete.

Die Marchesa Fabiani war in tiefe Niedergeschlagenheit versunken. Von diesem Tage an hatte sie ihre Begleiterin nicht mehr ersucht die Reise nach Paris zu machen und von dem Himmel nur den Balsam erwartet, der ihr zu gleicher Zeit die Gesundheit des Leibes und die Ruhe der Seele wiedergeben sollte.

Die Marchesa lebte so bei den Hospitaliterinnen drei Jahre lang. Ihre Wohlthätigkeit verbreitete reiche Almosen um sich und als sie wie durch ein Wunder ihre Kräfte und den Gebrauch ihrer Glieder wieder erhielt, brachte das ganze Kloster Gott innigen Dank dar, obwohl es über ihre Abreise betrübt war.

Als die Marchesa sich im Stande sah sich nach Paris zu begeben, machte sie gegen das Ende des Frühjahres 1589 Vorbereitungen zur Abreise. In dieser dreijährigen Zurückgezogenheit war sie allen weltlichen Ereignissen fremd geblieben, denn die Klosterregel war sehr streng und nur die Superiorin allein durfte in Kenntniß von den politischen Begebenheiten bleiben, welche sie sehr geheim hielt.

Am Tage der festgesetzten Abreise begab sich die Signora Fabiani zu der Schwester Superiorin, um Abschied von ihr zu nehmen und ihren Segen zu empfangen. Sie

fand dieselbe eifrig mit den Vorbereitungen zu einem kirchlichen Feste beschäftiget, umgeben von Teppichen, Stickereien und Kirchenschmuck.

»Ihr werdet Etampes morgen nicht verlassen, Schwester,« sagte die Superiorin zu ihr, »denn man beschäftiget sich mit einer großartigen Ceremonie und alle Straßen werden sich füllen zur Ehre Gottes.«

»Was soll geschehen?«

»Ihr sehet mich bei der Arbeit, an der Pforte des Klosters einen Betaltar und einen Ruhealtar aufzubauen, die unserer Gemeinde würdig sind. Die heilige Union veranstaltet eine Procession in allen Städten der Ligue und die Geistlichkeit von Paris, die Prinzen und Prinzessinnen von Lothringen, die Würdenträger des Staates und die großen Brüderschaften sollen morgen die Segnungen der Vorsehung auf unsere Stadt herabrufen; Ihr müsset dies mit ansehen.«

»Ganz Paris also begibt sich in die Provinz?«

»Ja, meine Schwester, die Gläubigen erfüllen wenigstens die fromme Pflicht, die Städte um Paris her zu besuchen, um den Eifer der Vertheidiger des Glaubens aufrecht zu erhalten und neu anzufachen.«

Die Marchesa fragte nicht weiter, da sie aber in der Stadt eine Wohnung genommen hatte, wo sich ihre Leute mit ihrem Gepäck sammeln sollten, verabschiedete sie sich doch von den Klosterschwestern noch an demselben Tage, und behielt sich weitere Beschlüsse für den nächsten vor. Die Signora Fabiani war in der Zeit, in welcher wir sie von neuem auftreten lassen, vielleicht noch schöner als bei ihrer Ankunft in der Citadelle von Angers. Ihr bleiches und etwas abgemagertes Gesicht trug den Stempel des Adels und sanfter Trauer an sich, die Achtung geboten: ihr sehnender Blick fes-

selte; sie war das aristokratische und elegante Musterbild der Anmuth in der Schönheit und der Einfachheit in der Majestät.

Venezia ihrerseits war noch dieselbe; die Energie ihrer Seele spiegelte sich in ihren Zügen wieder; und das Feuer ihrer Augen, das durch den Sammet ihrer langen Wimpern kaum gemildert wurde, verbreitete einen warmen Schein über ihre Wangen. In der Schmiegsamkeit ihrer Gestalt, in der Elasticität ihrer Bewegungen, in der Lebendigkeit ihrer Rede, selbst in dem Klange ihrer Stimme lag etwas Männliches und Imponirendes, das sie zu einem besondern Wesen machte, in welches sich nur ein muthiges Herz verlieben konnte.

Die Marchesa und Venezia hatten eine Wohnung inne, deren Fenster auf die Hauptstraße von Etampes sahen, das heißt, auf die Straße nach Paris. Es herrschte das lebendigste Treiben in der Stadt; überall hing man Draperien auf mit Sprüchen zu Ehren der Ligue, der lothringischen Fürsten und mit Verwünschungen der Ketzer. Die meisten Schimpfworte, welche den Royalisten, Heinrich **III.** und den Hugenotten beigelegt waren, verstanden Venezia und deren Herrin nicht, für welche dieses Schauspiel so seltsam als neu war. Ihre Gedanken verweilten indeß nicht lange bei diesem Gegenstande, sie flogen vielmehr über den Lärm, das Gedränge und die Mauern der kleinen Stadt Etampes hinaus nach Paris, um ein geliebtes Plätzchen in diesem Lande der Verheißung zu finden, wohin sie ein Hoffnungsstrahl leitete.

Die Frauen haben den bisweilen süßen, oftmals aber bittern Vorzug vor den Männern voraus, daß sie ihrem Herzen niemals Ruhe zu gönnen vermögen. Nichts zerstreut sie

fern von dem geliebten Wesen, bei dem ihre Gedanken weilen; die Welt wird für sie zur Einöde, sobald der Gegenstand der Verehrung dieser leidenschaftlich bewegten, hingebenden Seelen nicht mehr da ist, um sie mit Freude zu erfüllen, sie fast zu berauschen. In Festen und Geräusch trübt sich solche Trauer noch mehr, welche nur die Vergangenheit liebt und kein Vertrauen zur Zukunft hat.

Der Mann sucht sich zu betäuben und stürzt sich blindlings in den Strudel der Geschäfte oder Vergnügungen; er bemüht sich das zu bekämpfen, was er seine Schwächen nennt und preiset sich glücklich wegen eines oft rasch erlangten Sieges, während das Weib sich sogar in dem Schiffbruche ihrer Ruhe gefällt und den Hafen verschmäht, wo ihr Heil Vergessen wäre.

Abends stellten sich die Marchesa und Venezia an das Fenster, um einem Ausrufer zuzuhören, den das Volk umdrängte. »Die Führer der Union zeigen den Gläubigen der guten Stadt Etampes an,« meldete der Ausrufer, »daß morgen um Mittag die Procession, welche die Umgegend von Paris durchwandert, ihren feierlichen Einzug in der Stadt halten wird. Alle diejenigen, welche die Verbrechen und die Ketzerei des Valois verabscheuen, werden aufgefordert sich den erlauchten Personen anzuschließen, welche dem Volke ein Beispiel von Muth und Frömmigkeit geben, indem sie barfuß und mit der Kerze in der Hand das Kreuz des Herrn begleiten. Diese Personen sind:

»Der sehr christliche Prinz, der Herzog von Aumale, Gouverneur von Paris;

»eine Deputation der Herren Sechszehn;

»eine Deputation der Herren Vierzig;

»unsere sehr frommen Pfarrer von St. Benedict und St. Gervasius;

»die heiligen Brüderschaften der Jacobiner und Carmeliter mit dem hochwürdigen Prior Bourgoing an der Spitze;

»die sehr edle und sehr mildthätige Herzogin von Montpensier;

»der sehr tapfere und eifrige Graf von Saveuse …«

Bei diesem Namen prallte die Signora zurück und sank mit verstörten Zügen und klopfendem Herzen auf einen Sessel. Venezia eilte zu ihr, bedeckte ihre Hände mit Küssen und sagte:

»Muth, liebe Pathe, Muth. Gott erhört uns; die so lange ersehnte Stunde wird bald schlagen.«

Ehe die Marchesa antworten konnte, wurde an der Thür des Zimmers geklopft und Venezia öffnete.

»Was wünschet Ihr?« fragte sie den Hausbesitzer, welcher erschien.

»Ein Bote des Grafen von Saveuse ist eben angekommen, um zwei Wohnungen für Se. Excellenz und für Ihre Gnaden die Frau Herzogin von Montpensier zu miethen. Ich möchte nun die Frau Marchesa ersuchen, wenn sie Etampes morgen nicht verlassen will, ihre Wohnung der Herzogin abzutreten, um mich der großen Ehre nicht zu berauben . . .«

»Könnt Ihr mir dafür ein Zimmer geben?« fiel die Marchesa rasch ein. »Ich nehme es, wie klein es auch seyn mag.«

»Ja, Madame, aber es wird freilich Eurer wenig würdig seyn.«

»Und der Graf . . . der Graf von Saveuse wird auch bei Euch absteigen?«

»Ja, Madame, wenn Ihr es mir möglich machen wollet ihn aufzunehmen.«

»Gut. Ich werde die Ehre haben, die Herzogin selbst hier zu empfangen . . . Wer aber ist jener Graf von Saveuse?«

»Der tapferste Held der heiligen Ligue, Madame, ein vornehmer Herr.«

Die Marchesa wechselte einen Blick mit Venezia, schlug die Augen nieder, erröthete und fuhr fort:

»Wie alt ist er wohl?«

»Wie der Valois . . .«

»Ich hielt ihn für einen eifrigen Freund des Königs.«

»Zu seinem Unglücke war er es. Jetzt hat er die falschen Götter verläugnet und deren Götzenbilder zertrümmert.«

»Reisete er nicht nach Polen und Venedig?«

»Ja, Madame... Er lebte damals in Sünden...«

»Ich danke Euch, . . . es genügt mir,« sprach die Marchesa halblaut, indem sie sich nach dem Fenster wendete, um ihre Augen zu verbergen, die sich mit Thränen füllten. — »Ach, Venezia,« setzte sie hinzu, als der Mann sich entfernt hatte, indem sie in die Arme ihrer Begleiterin sank, »ich fühle mich jetzt fast glücklich.«

»Warum, liebe Herrin?« antwortete das Zigeunermädchen, das ein Lächeln seiner Wohlthäterin in den Himmel versetzte. »Warum?«

»Weil er, wenn er mich verlassen und vergessen, dies nicht um einer Nebenbuhlerin wegen gethan hat, sondern nur um Gott ganz anzugehören . . .«

Die Zigeunerin sah die Marchesa mit einem Blicke des Mitleids an und antwortete sodann:

»Die Tochter der Sonne, die Peruanerin, meine Großmutter, hatte dieselbe Hoffnung gehabt. Seyd glücklich bis — morgen!«

Die Marchesa fühlte einen Schauer in ihrem Herzen und versank in tiefes Nachdenken.

Zweites Capitel.

Die Procession.

Die Sonne ging am andern Morgen strahlend auf, um die Umgegend von Etampes hell zu beleuchten. Die Marchesa Fabiani, welche mit Ungeduld auf den Anbruch des Tages gewartet und die ganze Nacht über die Augen nicht geschlossen hatte, rief Venezia bei dem ersten Dämmern des Morgens und die Zigeunerin, die sich angekleidet vor dem Bette ihrer Gebieterin niedergelegt hatte, erschien sofort.

»Mein Kind,« sagte die Marchesa mit bleichem Lächeln, »heute muß ich mich schmücken und schön machen, denn mein Herz feiert ein großes Fest.«

»Ja, Pathe. Aber wenn Ihr dies wünschet, hättet Ihr etwas ruhen sollen. Glaubt Ihr, man sehe in eurem Gesichte die Unruhe eurer Seele nicht? Der Herr Graf von Saveuse erkennt Euch vielleicht nicht.«

»Du erschreckst mich . . . Gib mir deinen Spiegel . . . Ach, es ist nur zu wahr, ich habe mich seit drei Jahren sehr verändert. Er liebte die Rosen auf meinen Wangen und das Feuer meiner Blicke so sehr! Heute sind jene ar-

men Rosen abgewelkt und das Feuer ist fast ganz erloschen. Gott aber, der so unendlich gütig und gerecht ist, wird ihm sagen, welcher verderbliche Wind über seine geliebte Blume dahin wehete. Venezia, lege deine Trauerkleidung an,« setzte die Marchesa mit einer Stimme hinzu, die durch bittere Erinnerungen fast erstickt wurde.

»Warum diesen garstigen Anzug wieder?«

»Weil meine Trauerzeit noch nicht beendiget ist, weil ich ihn noch nicht wieder gesehen habe, weil ich, bevor ich ihn sehe, nicht weiß, ob er mich wieder erkennt, und weil endlich noch nicht die Gräfin von Saveuse, sondern deine arme Fabia mit Dir spricht.«

Venezia reichte der Marchesa, ohne weiter zu antworten, die Kleidungsstücke, die sie verlangt hatte und kleidete die Herrin in tiefem Schweigen an.

»Ich werde die Geduld und den Muth nicht haben, bis zum Mittag auf die Procession zu warten,« sagte die Marchesa plötzlich. »Dieses schreckliche Warten würde mich umbringen ... Wir wollen uns in die Stadt hinunter begeben, in eine Kirche gehen und Gott für die Gnade danken, die er mir erzeigt; dann legen wir unsere Masken vor und gehen dem Zuge entgegen.«

»Ich stimme Euch ganz bei, liebe Pathe, denn auch ich sehne mich zu sehen . . . und zu hören.«

»Wie ich?«

»Mehr noch als Ihr,« flüsterte Venezia, deren Augen blitzten. »Ihr wisset nicht, welchen Schatz von Liebe, Verehrung, Zärtlichkeit und Hingebung mein Herz in sich trägt! Bedenkt, Signora, daß dieses Herz stets nur Euch und die Erinnerung an die Meinigen geliebt hat! Bedenkt, daß ich schwören kann, größere Anhänglichkeit an meine Wohl-

thäterin und Göttin zu behalten, als an den Mann, in den ich mich einmal verlieben könnte, wie heiß auch das Blut in meinen Adern seyn mag.«

»Täuschung, liebes Kind! Liebliche Lügen, die Du Dir selbst vorsagst!«

»Ich schwöre es,« entgegnete Venezia fest, »und wenn Gott es erlaubt, werdet Ihr Euch davon überzeugen.«

Die Marchesa nahm den Kopf des Mädchens zwischen ihre Hände und küßte zärtlich die Stirn, dann ging sie am Arme Venezia's hinaus, befahl für den Empfang der Herzogin von Montpensier alles vorzubereiten und fragte, in welchem Theile des Hauses der Graf von Saveuse wohnen werde. Man zeigte ihr einen Corridor, an dessen Ende sich jene Wohnung befand, deren Eingang offen stand. Die Marchesa warf Venezia einen Blick zu, den diese sofort verstand, denn sie sagte:

»Wir wollen sie ansehen.«

Die Marchesa ließ sich ohne Sträuben dahin ziehen, aber sie erbebte, als sie den Fuß auf die Schwelle der ersten Thür setzte, hielt sich zitternd an der Wand an und wankte in das Zimmer hinein, das der Graf bewohnen sollte.

Es war zum Empfange des vornehmen Gastes bereits vollständig hergerichtet. Venezia blieb in einer Fensterbrüstung stehen, um ihre Herrin frei zu lassen, denn sie ahnte wohl, wie ergreifend dieser Besuch für die Marchesa seyn mußte. Ihr eigenes Herz schlug mächtig, als ob sie dieselben Empfindungen fühle, welche in dem Busen ihrer Wohlthäterin tobten, auch beobachtete sie aufmerksam alle Bewegungen derjenigen, welche durch so viel Unglück geprüft, durch eine verderbliche Liebe gesunken war und seit fünfzehn

Jahren zum ersten Male sich der Lieblichkeit einer trügerischen Hoffnung hingab.

Die Marchesa von Fabiani kniete an einem Betstuhle nieder, senkte das Haupt und erstickte gewaltsam ihr Schluchzen. Wir wollen nicht sagen, was in der Seele der Venetianerin vorging; alle aber, die geliebt haben, werden es errathen, empfinden, wissen. Der Mann, der entflohen war und ihre keuschesten Gedanken, ihre Liebe und ihr Leben mit sich genommen hatte; der Mann, den sie aus so weiter Ferne, unter so vielen Gefahren, aufsuchte; der Mann, den sie anbetete trotz seinem zweifachen Verbrechen der Abwesenheit und des Stillschweigens, den sie seit fünfzehn langen Jahren aus den Augen verloren hatte; der Mann sollte nach einigen Stunden dieses Zimmer bewohnen, in dem sie für ihn betete, an derselben Stelle knien, die Hände auf demselben Pulte falten, dieselben Gegenstände betrachten, dieselbe Luft athmen und auf demselben Teppiche wandeln. Die Seele der Marchesa versank in melancholisches Träumen, in welchem ihr die ganze Vergangenheit in düsterer Farbe erschien, die Zukunft aber mit einem Hoffnungsstrahle sich schmückte, der so freundlich war, wie der erste Strahl des Lichtes, welcher das Dunkel verscheucht und rosigen Widerschein am Horizonte verbreitet. Sie betete für den, den sie noch nicht hassen konnte, noch nicht zu hassen wagte, und unwillkürlich drückten ihre heißen Lippen Küsse auf das Betpult, das ihre Thränen aufgenommen hatte.

Endlich stand die Marchesa auf, lösete eine Blume von dem Strauße, den sie am Busen trug, legte sie auf das Betpult und blickte noch einmal um sich, dann nahm sie den Arm Venezia's wieder und schritt langsam aus dem Zimmer hinaus, in welchem sie um den Preis ihres Blutes

rechtmäßige Herrin hätte seyn mögen auf den Knien vor dem, welcher so oft geschworen hatte, stets ihr Sclave zu seyn.

»Höre, Venezia,« sagte die Marchesa, als sie auf die Straße hinaustraten, »eine schlimme Ahnung sagt mir, daß ich das Zimmer nicht wieder betreten werde, welches wir verließen.«

»Dann werde ich es thun,« entgegnete Venezia ruhig.

»Warum?«

»Weil der Graf ist, was Vivez war, werde ich thun was Peblo und die Sonnentochter thaten.«

»Unglückliche! . . .«

»Ich werde es thun,« fiel Venezia ein, »wenn nicht mein Blut plötzlich in meinen Adern erstarrt. — Was ist das,« setzte sie hinzu, indem sie auf einen Scheiterhaufen deutete, den man unter den Fenstern des Hauses errichtet hatte, in welchem sie wohnten.

»Ich weiß es nicht,« antwortete die Signora. »Man will ohne Zweifel irgend eine Ceremonie der Ligue da begehen . . . Treten wir in diese Kirche . . .«

Nachdem die Marchesa dem Himmel innigen Dank dargebracht hatte für das unverhoffte Begegniß, das er sobald gestatten sollte, mischte sie sich mit ihrer Begleiterin maskirt unter die Volksmenge, die nach dem Thore von Paris hin drängte, durch welches die Procession der Ligue ihren Einzug halten sollte.

Es war bereits über eilf Uhr. Die Bewohner hatten die Stadt schon verlassen und die Straße war von einer Menge Fanatiker bedeckt, die mit Ungeduld auf ihre Götzen warteten. Eine gewaltige Staubwolke zog sich weit ins Freie hinaus und bezeichnete die Annäherung des Zuges. Schon waren einige Bewaffnete vom Vortrabe am Thore der

Stadt angelangt und abgestiegen, um ihre Pferde ausruhen zu lassen. Die Bürger umdrängten die Soldaten und fragten sie aus; endlich erschien ein Haufen Reiter etwa fünfhundert Schritte vor dem lothringischen Kreuze, welches der Procession vorgetragen wurde und man hörte deutlich die männlichen Stimmen der Jacobiner und Carmeliter, welche geistliche Lieder sangen.

Der Führer der ersten Abtheilung war prachtvoll gekleidet; sein vergoldeter Harnisch blitzte in der Sonne; seine Haltung war keck und stolz und sein mit mehr Luxus als Geschmack aufgeschirrtes Pferd von schöner Race; ein Reiherbusch wiegte sich zierlich unter den Federn auf seinem Helme und der Mann selbst gab Beweise von seltener Reitkunstfertigkeit.

»Ist er es?« flüsterte Venezia der Marchesa zu.

»Nein, ach nein . . . aber siehe ihn doch an, Kind, ist es nicht unser armer Capitän, den wir in Angers zurück lassen mußten?«

»Er ist es,« entgegnete Venezia. »Unser Mann muß irgendwo sein Glück gemacht haben. Wollen wir ihn anreden und fragen?«

»Thue das ja nicht; wir würden erkannt werden und ich will vor allem sehen und hören ohne gesehen zu werden.«

Es war wirklich la Gazette, der Millionär la Gazette, la Gazette, der sich mit seinem großen Vermögen nicht begnügte, sondern von dem Herzoge von Mayenne einen wichtigen Posten erbeten und erhalten hatte, ein Commando bei den Truppen der Ligue. Er kam nahe an der Venetianerin und der Zigeunerin vorbei, ohne sie anzusehen,

so hoch trug er den Kopf, so sehr blähte er sich auf in seiner neuen Rolle.

Um Mittag gelangte die Spitze der Procession unter dem Jubel der Einwohner in die Stadt. Hinter den Reitern, welche den Zug eröffneten, kam die Brüderschaft der Jacobiner in braunen Kutten, den Kopf von ihren dunkelfarbigen Capuzen verhüllt, paarweise, lange schwarze Kerzen tragend. Den Jacobinern folgten die Deputationen der Sechzehn und der Vierzig in schwarzen Kutten und mit weißen Kerzen. Dann erblickte man einen hochgewachsenen Mann, dessen schweigsames und widerwärtiges Gesicht, dessen musculöse bloße Arme, dessen rothes Gewand und rohes Wesen seinen Stand verriethen.

Er war der erste Henker von Paris. Dieser Mann, den ein Esel trug, ritt auf demselben verkehrt, das Gesicht dem Schweife zugewandt. In seinen schwieligen Händen hielt er die Stange einer hohen Fahne, die im Winde flatterte und mit einem schwarzen Schleier umhüllt war; auf dem Trauercrepp aber glänzte ein silberner Stern und unter dem Sterne war die Devise Heinrichs **III.**: »**Manet ultima coelo**« in »**Manet ultima claustro**« verdreht.

Unmittelbar hinter dem Henker und zur Linken desselben gingen reihenweise die Pfarrer von Paris, Aubry, Boucher, Guincestre und der Prior der Jacobiner, während man zu seiner Rechten die Herzogin von Montpensier erblickte, welche eine Kutte von grobem schwarzen Wollenzeuge trug, die durch einen großen Rosenkranz zusammen gehalten wurde, an welchem die bekannte Scheere hing. Wie alle Liguisten ging die Herzogin barfuß, mit einer Kerze in der Hand und sie war von etwa zwanzig Edelleuten umgeben, die eben so gekleidet einhergingen.

Nach dieser Gruppe erschienen Gerichtsdiener, welche Folterwerkzeuge trugen. Auf jedem derselben war der Name irgend eines Hoflieblings zu lesen.

Die Geißelbußbrüder folgten sodann, die sich mit Stricken und Riemen geißelten, ihre grauen Kutten mit Blut befleckten und unter kläglichen Seufzern riefen, daß ihre Leiden nur mit dem Tode des Herodes, des Ketzers, des Abtrünnigen enden würden. Auch Kinder befanden sich unter diesem grotesken Maskenzuge; sie trugen weiße Kleider und Kerzen größer als sie selbst. Die Corporationen schlossen den Zug, nemlich die Lastträger, die Fleischer, die Kärrner von Paris und der Bannmeile, die wie Besessene schrien und den König, den Hof, die Calvinisten und Royalisten beschimpften.

Endlich folgte ein starker Nachtrab von Bewaffneten, aber er vermochte kaum die Bauern, die von den Dörfern herbeieilten und die Bürger abzuhalten, die sich herzudrängten, um sich an dem seltenen Schauspiele zu weiden.

Eine dicke augenbeißende Rauchwolke schwebte über allen Köpfen und die flackernden Flammen der Kerzen leuchteten grell in die von Schweiß benetzten und von wahnsinniger Leidenschaft verzerrten Gesichter.

Welche Zeit war das!

Nach dem Beispiele der Parteiführer und Prediger handelte ein Jeder nach seinem eigenen Interesse und die Masse mißbrauchte die Gewalt, welche sie wieder herstellen wollte, so gut wie der, von dem sie sich frei zu machen suchte. Die Folgen davon waren blutige Ruhestörungen, Hungersnoth, Arbeitsscheu, Armuth, Unredlichkeit, Ver-

ödung und Gesetzlosigkeit, welche das Pasquill aus jener Zeit so gut schilderte:

Das arme Volk erduldet Alles,
Die Soldaten verwüsten Alles,
Die heilige Kirche bezahlt Alles,
Die Günstlinge verlangen Alles,
Der gute König gibt ihnen Alles,
Das Parlament bestätiget Alles,
Der Kanzler besiegelt Alles,
Die Königin-Mutter leitet Alles,
Der Papst vergibt ihnen Alles,
Chicot allein lacht über Alles,
Und zuletzt holt der Teufel Alles.

Nach mehrmaligem Anhalten gelangte die Procession in die Mitte der Stadt.

Die Signora Fabiani hatte sich unter die tobende Menge gemischt, durch die dichtesten Haufen sich gedrängt, die vornehmsten Personen mit scharfem Blick gemustert und mit unerschütterlichem Muth den einzigen Mann gesucht, welcher für sie der Menge Leben gab und sie Antheil an der seltsamen Ceremonie nehmen ließ, bei welcher die Politik die Religion und der Haß die Politik beherrschte.

Man staunte bald, die beiden maskirten Frauen in den Windungen des Zuges erscheinen und verschwinden zu sehen, einige Eiferer murrten und das Murren verwandelte sich bald in lärmende Reclamationen. Da alle Liguisten mit unverhülltem Gesicht erschienen, so fühlten sich die Fanatischesten unter ihnen durch das Incognito beleidigt, welches die beiden Frauen hartnäckig behaupteten; überall erhob sich ein lärmendes, schimpfendes Geschrei und die Mar-

chesa sah sich genöthiget wie ihre Begleiterin die Maske abzunehmen.

»Kennt Ihr den Grafen von Saveuse?« fragte die Signora Fabiani eine Frau, die aus vollem Halse schrie: »Es leben die Lothringer! Es lebe die Herzogin! Es lebe der Herr von Saveuse nebst den frommen Jacobinern!«

»Gewiß kenne ich ihn.«

»Zeiget ihn mir doch!«

»Dort auf dem schönen Rappen. Welch' tapferer Soldat!«

Die Marchesa folgte der Richtung des Fingers jener Frau und erblickte den Normann la Gazette. Sie lächelte unwillkürlich und fragte andere Personen, die ihr sämmtlich einen Andern zeigten.

»Die Leute sind ihrer Sache gewiß!« sagte Venezia zu ihrer Herrin. »Wendet Euch an einen der Jacobiner, sie allein wissen Alles.«

Die Marchesa trat wirklich zu einem jungen Jacobiner, der einige Schritte vor ihr ging und ein lothringisches Kreuz, das er inbrünstig küßte, an sein Herz drückte.

»Könntet Ihr mir wohl den Herrn zeigen, den man den Grafen von Saveuse nennt?« fragte sie.

Der Jacobiner richtete den Kopf empor und schob die Capuze zurück. Dann betrachtete er das bleiche schöne Gesicht der Signora mit einem Blicke, der bald glühend wurde, so daß die Marchesa die Augen niederschlagen mußte.

»Den Grafen von Saveuse?« antwortete der Mönch. »Den kenne ich nicht.«

»Wie! Ihr kennt einen der mächtigsten Führer der Ligue nicht?«

»Nein, nein, nein,« wiederholte der Jacobiner; »die Ligue hat nur ein Haupt und einen Führer, Gott.«

Die Marchesa, welche der stiere Blick des Mannes beängstigte, empfand ein eigenthümliches plötzliches Grauen und sie entfernte sich rasch, ohne sich von ihrem Gefühle Rechenschaft geben zu können, von dem Jacobiner, dessen Auge sie noch immer verfolgte.

»Wie blaß Ihr geworden seyd!« sagte Venezia erschrocken.

»Hast Du nicht bemerkt, wie dieser Mönch mich anblickte?« antwortete die Marchesa; »hast Du nichts Schreckliches und Blutiges in jenem Gesichte erkannt?«

»Was liegt uns an dem Aussehen aller der Leute, wenn wir den Grafen nicht unter denselben finden?«

»Hat Dich das Gesicht des Jacobiners nicht an ein anderes erinnert?«

»Nein.«

»An den Geistlichen, den mir der Grieche Ancyra als Beichtiger sandte?«

»Es ist wahrhaftig also,« antwortete Venezia.

»Aber wo mag der Graf seyn?« fragte die Signora Fabiani, mehr als spreche sie mit sich selbst.

In diesem Augenblicke machte die Procession Halt, welche bereits die Hauptstraßen der Stadt durchzogen hatte. Ihre Spitze war vor dem Hause angekommen, in welchem die Marchesa ihre Wohnung der Herzogin von Montpensier abgetreten hatte. Sie hielt vor dem Scheiterhaufen, den die Bürger der Stadt in der Nacht da aufgebauet hatten.

Die Brüderschaften stimmten zusammen das Miserere an und die Menge der Liguisten sank auf die Knie in den Staub. Alle Fenster der Häuser waren von Neugierigen erfüllt. Eine Weihrauchwolke stieg zum Himmel empor und hing schwer über allen Köpfen. Die Bürger verstärkten den Chorgesang der Brüderschaften und die heilige Hymne durchzitterte die Luft in den Tönen von zehntausend begeisterten Stimmen.

Die Signora Fabiani wurde unwillkürlich von der Feierlichkeit dieses letzten Actes der Ceremonie ergriffen, sank gleich allen Uebrigen auf die Knie, da wo sie sich eben befand, ganz in der Nähe des Scheiterhaufens und blickte zugleich ungeduldig nach den Fenstern ihres Hauses, an denen sie den Grafen von Saveuse mit der Herzogin von Montpensier erscheinen zu sehen glaubte, welche die Procession verlassen hatte.

Die Herzogin zeigte sich wirklich bald an einem der Fenster und grüßte die knieende Menge mit der Hand. Mehr als zwanzig adelige Herren umgaben sie; die Marchesa erhob sich deshalb, um die Züge derselben zu mustern. Ihr ganzer Körper bebte, ihre Knie zitterten und sie glaubte ohnmächtig zu werden; ihr Gesicht war marmorweiß geworden.

Auf ein Zeichen, das der Erste der Jacobiner gab, welcher die Procession führte, standen alle rasch auf, wurden alle Kerzen an die Erde geworfen und ausgetreten unter dem Rufe: »So sterbe der letzte Valois!«

Darauf bahnte sich der Henker, welcher die schwarzverhüllte Fahne trug, einen Weg durch die Menge und stellte sich vor den Scheiterhaufen. Auf ein neues Zeichen fiel die schwarze Hülle von der Fahne und der Henker zeigte

der Menge das auffallend ähnliche Bild Heinrichs **III.** Der König war in der Tracht der grauen Büßenden, die er gestiftet hatte, dargestellt. Das Bild war von Umschriften umgeben, welche das Königthum so sehr beschimpften, als die Schamhaftigkeit verletzten.

Bei dem Anblicke dieses von den Liguisten gehaßten Bildes erhob sich ein langes Geschrei aus jedem Munde, so daß die Scheiben der Fenster zitterten.

»Zum Tode mit dem Abtrünnigen! Sterben muß der Valois! Nieder mit dem Herodes!« brüllte das Volk wie vom Schwindel erfaßt und alle streckten dem Bilde die geballte Faust entgegen, während es der Henker nach allen Seiten herumdrehte, damit es von Allen gesehen werden könne.

»Mein Gott, was wollen sie thun?« sprach Venezia leise zu der Marchesa, indem sie dieselbe nöthigte die Blicke von den Fenstern des Hauses abzuwenden.

Kaum hatte die Marchesa die Fahne erblickt, als sie einen gellenden Schrei ausstieß, der alle andern übertönte. Dann richtete sie sich ihrer ganzen Länge nach auf, stieß Alle bei Seite, die sie umgaben, und stürzte nach dem Henker hin wie eine Löwin auf den Räuber ihrer Jungen.

Aber das Volk stand so dicht gedrängt, daß ihre Bemühungen vergeblich waren, sich einen Weg hindurch zu bahnen.

Da stieg der Henker auf den Scheiterhaufen, pflanzte auf demselben seine Fahne auf und stieg wieder herab, während dichter Rauch an den vier Ecken sich erhob und die Flammen in dem Reisigholze knisterten.

Ein unermeßliches rohes Gelächter erhob sich, die Venetianerin aber hatte sich endlich aus den sie umdrängenden Volksmassen hervorgearbeitet, sprang auf den Schei-

terhaufen, erschien da vor den Augen der erstaunten Liguisten in einer Wolke röthlichen Rauches und ließ die Fahne herunter.

Die Zigeunerin, welche errieth was ihre Wohlthäterin zu dieser That der Verzweiflung trieb, war ihr nachgeeilt.

Die Menge, welche sich über den Beweggrund der That der beiden Frauen täuschte und sie für fanatische Royalistinnen hielt, drang mit Macht auch nach dem Scheiterhaufen, um die Fahne mit dem Königsbilde zu erlangen und es entstand ein Gewirr und Ringen, das für eine Beschreibung zu grauenhaft war.

Die Marchesa war erschöpft und kraftlos in die Arme Venezia's gesunken, die sich mit aufgelöstem Haar und wildem Blicke gleich einer Furie geberdete, um ihre geliebte Wohlthäterin vor den Flammen, vor dem Gedränge und jeder Gefahr zu bewahren. Auch riß sie den Dolch, den sie immer bei sich trug, aus ihrem Leibchen, und stieß damit, um Platz zu machen, unbarmherzig um sich her.

Dieser schreckliche Kampf währte nicht lange und doch hätte er der Marchesa und deren muthiger Gefährtin beinahe das Leben gekostet, denn Venezia war ausgeglitten und auf ihre Gebieterin gefallen. Da sprang der Jacobiner, vor dessen Blicke die Marchesa sich gefürchtet hatte, ihr zu Hilfe herbei, hob sie mit seinen kräftigen Armen auf, drang durch die Volksmasse hindurch, legte die Ohnmächtige an der Schwelle des Hauses nieder, in welcher sie ihre Wohnung hatte, bückte sein schweißbedecktes Gesicht auf die Stirn derer, welche er gerettet hatte und drückte einen heißen Kuß darauf.

»Wer bist Du?« fragte Venezia, über diese Kühnheit erzürnt.

Der Jacobiner deutete auf seine Kutte, die halb verbrannt war von den Flammen des Scheiterhaufens und antwortete:

»Jede Arbeit verdient ihren Lohn; ich bin bezahlt ... auf Wiedersehen!«

»Du hast uns das Leben gerettet, aber mit diesem Kusse mehr genommen als wir Dir schuldig waren. Geh und wenn Du wieder erscheinst, dann wehe Dir? Wie heißest Du?«

Der Jacobiner lächelte bei dieser Drohung, warf der Marchesa einen begehrlichen Blick zu und zögerte lange ehe er antwortete; dann flüsterte er Venezia zu:

»Ich heiße Jacques Clement ... Erinnere Dich!«

Und er verlor sich unter der Menge der Liguisten.

Während die Signora Fabiani in den Armen Venezia's allmälig wieder zu sich kam, brannte der Scheiterhaufen zusammen und stürzte mit mehr als zwanzig Personen ein, von denen man später nicht einmal Gebeine wieder fand.

Drittes Capitel.

Der Graf von Saveuse.

Sobald Signora Fabiani wieder zum Bewußtseyn gekommen war, griff sie in ihren Busen, zog ein Stück von der Fahne hervor, das sie den Flammen entrissen hatte, und sah Venezia triumphirend an.

»Ihr habt den Wüthenden nur einen Theil des Bil-

des entrissen,« sprach die Dienerin leise; »ich habe das Uebrige.«

»So hast Du errathen, Kind?«

»Ja, liebe Pathe, ich habe alles errathen, alles verstanden, dieses Bild ist das seinige, — dieser im Bilde verbrannte Mann ist Graf von Saveuse.«

»Sprich leiser, man hört uns, man beobachtet uns. Die Unordnung, die in diesem Lande herrscht, verwirrt alle meine Gedanken. Ueberall Krieg, Haß und Wuth. Man weiß nicht was man glauben soll von dem was man hört; man weiß nicht was man denken soll von dem was man sieht. Wir sind fremd hier und verstehen nichts von den Ereignissen und der Geschichte dieses Landes. Jeder antwortet uns nach der Meinung oder dem Interesse seiner Partei. Gehört der Graf wirklich zu der Ligue, wie man uns gesagt hat und wie es die Hochrufe des Volkes für ihn bezeugen? Gehört er aber ihr an, warum sah ich ihn nicht unter den Führern, da doch eine Wohnung für ihn in diesem Hause bestellt worden ist? Warum die gräßliche Ceremonie, die schwarz umhüllte Fahne, der Schimpf dieses Scheiterhaufens? Warum diese Widersprüche? In welchem Chaos befinden wir uns?«

»Aber, Signora,« antwortete Venezia erröthend, »wer sagte Euch, daß dies Bild das des Grafen sey? Ich denke, es ist das Bild des Königs von Frankreich.«

»Man könnte es glauben, da der König der Zielpunkt aller Schmähungen und Beleidigungen der Liguisten ist; aber wäre eine so auffallende Aehnlichkeit möglich?«

»Nun, Signora,« entgegnete Venezia rasch, »wenn der Graf von Saveuse der König wäre?«

»Unglückliche, siehst Du nicht, daß dieser Gedanke

mich bereits beunruhiget hat, daß er mich umbringt? Warum bestärkest Du ihn?«

»Ich irre mich vielleicht, denn der Gedanke wird falsch und schlecht seyn.«

»Nicht wahr, ein Prinz, ein König wird eines armen Mädchens nicht gespottet, mit ihr gespielt haben? Er kann unmöglich seinen Purpur und seine Krone versteckt haben, um die Liebende zu verführen; er kann seinen großen Namen nicht mit dem eines gewöhnlichen adeligen Herrn vertauscht, er kann nicht gelogen haben. Es gibt ja ein altes Sprichwort, das von den Valois herrührt, die Lüge sey eine Schande für den Adel wie jede Schlechtigkeit, und jede Lüge ist eine Schlechtigkeit.«

»Gewiß,« antwortete Venezia zerstreut. »Sicherlich hat man das Bild des Grafen von Saveuse verbrennen wollen, der, welcher hier ist, kann ein Bruder, ein Verwandter des andern seyn, ja gar nicht zu derselben Familie gehören.«

»Du zögerst, . . . Du sagst nicht offen heraus was Du denkst, . . . Du suchst mich zu täuschen, aber so wahr ich lebe, ich will Aufklärung haben. Folge mir, Venezia, folge mir.«

»Wohin wollet Ihr, liebe Herrin, in dem Zustande gehen, in welchem Ihr Euch befindet?«

»Folge mir zu der Herzogin von Montpensier . . . die Wahrheit wird endlich an den Tag kommen,« entgegnete die Venetianerin und sie schritt rasch nach der Treppe hin, welche zu der Wohnung der Herzogin führte.

Die Wachen, welche an der Treppe standen, kreuzten ihre Spieße und trieben die beiden Frauen roh zurück.

»Wir wollen mit der Herzogin sprechen,« sagte Venezia.

»Da kommst Du zu unrechter Zeit, schönes Kind, denn die Herzogin ist taub heute, taub für Jedermann . . . zurück!«

»So ersuchet wenigstens den Grafen von Saveuse herunter zu kommen, um uns zu sagen . . .«

»Die Herzogin ist taub und der Graf ist stumm . . . Du hast Unglück, mein Täubchen . . . Mach Platz da!«

»Ich muß dennoch hier hindurch kommen,« fiel die Marchesa selbst ein.

»Na, na, . . . so nehmt wenigstens euer Haar mit, das Ihr sogleich verlieren werdet,« sagte lachend der Keckste von der Wache.

»Was bedeutet der Lärm?« fragte ein Offizier, welcher auf der Treppe herunter kam. »Gott, verzeihe mir, entweder es narrt mich oder ich habe die Ehre die Frau Marchesa Fabiani und die reizende Venezia zu begrüßen,« setzte der Offizier hinzu.

»Ja, la Gazette, wir sind es . . . Lasset die groben Leute bei Seite treten, damit wir vorüber können und straft sie für ihre Grobheit gegen die Signora.«

Als die Soldaten sie mit ihrem Vorgesetzten reden hörten, machten sie eilig Platz und die Marchesa ging an der Hand la Gazette's schweigend die Treppe hinauf. Venezia folgte, nachdem sie den Soldaten ein verächtliches Lächeln zugewendet hatte.

»Welch glücklicher Zufall führt Euch hieher, Signora?« fragte la Gazette die Signora Fabiani, die ihm in dem

gebieterischen Tone antwortete, welchen sie so wundervoll zu führen verstand.

»Daran wird Euch wenig liegen . . . Ich frage Euch auch nicht. Meldet mich bei der Herzogin von Montpensier; ich muß sogleich und unter vier Augen mit ihr sprechen.«

»Ich sehe wohl, die Marchesa glaubt noch den armen Abenteurer la Gazette vor sich zu haben . . . damit ist es nichts mehr, Gott sey Dank. Wir haben uns gehäutet.«

»Wirklich?«

»Uebrigens sieht man es auch, denke ich,« setzte der Normann hinzu, indem er selbstzufrieden auf seine glänzende Uniform sah.

»Ich wünsche Euch Glück dazu . . . Tretet ein und meldet mich.«

La Gazette, welcher dem vornehmen Wesen der Dame und Erinnerungen aus früherer Zeit nicht widerstehen konnte, auch durch das Begegnen mit Venezia beunruhiget wurde, die er, wie man weiß, beraubt hatte, gehorchte ohne Zögern und meldete dann der Marchesa, daß sie erwartet werde.

Sie hatte ihr Haar wieder in Ordnung gebracht und die Schürze Venezia's übergeworfen, während der Capitän bei der Herzogin war. Sie trat deshalb festen Schrittes in das Vorzimmer, blickte ruhig und stolz auf eine Anzahl Offiziere, Bürger und Mönche, die sich da befanden, und öffnete die Thür des Zimmers der Herzogin. Venezia stellte sich als Schildwache an diese Thür, schlug die Arme über einander, richtete den Kopf stolz empor und zwang durch

ihre wundervolle Haltung allen denen Achtung ab, welche sie neugierig musterten.

La Gazette besaß indeß die Eitelkeit, den Anwesenden glaublich machen zu wollen, er sey genau mit dem schönen Mädchen bekannt, das Jedermann bewunderte, und trat deshalb ziemlich keck zu ihr, aber Venezia schwieg hartnäckig und schien selbst gar nicht auf ihn zu hören. Ihre Seele war in dem Zimmer, in welches ihre Gebieterin getreten war. Der Normann zog deshalb beschämt wieder ab.

Die Herzogin von Montpensier war damals beinahe sechsunddreißig Jahre alt, besaß aber noch ihre ganze Schönheit; ihr edles anmuthiges Gesicht erinnerte namentlich lebhaft an den in Blois ermordeten Heinrich von Guise. Der Charakter dieser berühmten stolzen Familie verrieth sich selbst in den weiblichen Zügen der Herzogin, in deren Brust ein Soldatenherz schlug. Seltsames Zusammentreffen! Ihre Stimme hatte ganz denselben Klang wie jene der Signora Fabiani; sie betonte die Worte wie diese und die bald sanfte bald ernste, immer wohlklingende Stimme war kurz abgestoßen oder schleppend, je nachdem sie sich in Aufregung oder in Ruhe befand. Die Herzogin hinkte ein wenig, aber sie bemühte sich dieses Gebrechen zu verbergen, indem sie sich sehr gerade hielt, auf der Fußspitze ging und lange Kleider trug. Seit dem Tode ihrer Brüder hatte sie die Trauer nicht abgelegt, auch geschworen sie bis zu dem Tage zu tragen, an welchem die Rache an dem Mörder erfüllt seyn werde. Die Venetianerin war unvergleichlich schöner als die Prinzessin trotz dieser Aehnlichkeit; ihr Herz ath-

mete nur Liebe, während sich in dem der unversöhnlichen Feindin Heinrichs III. nur Haß und Zorn regte.

Signora Fabiani trat in das Zimmer der Herzogin und verbeugte sich anmuthig. Es lag eine unbeschreibliche Majestät in der Haltung dieser stolzen Patrizierin, welcher eine Ahnung sagte, daß sie sich vor einer Frau befinde, bei der jedes Gebet ein Wunsch des Verderbens für den sey, welchen sie liebte.

Ohne sich von dem Stuhle zu erheben, musterte die Herzogin verwundert die Marchesa; die reiche, aber in dem Gedränge zum Theil zerrissene und beschmutzte Kleidung derselben, die Aufregung in Blick und Zügen und die seltene Schönheit regten ihre Theilnahme in hohem Grade an.

»Wer seyd Ihr?« fragte sie sanft.

»Hoheit, ich hatte das Vergnügen und die Ehre Euch diese Wohnung abzutreten, welche noch diesen Morgen die meinige war.«

Die beiden Frauen, die sich gegenseitig verwunderten aus dem Munde der andern die eigene Stimme hervorklingen zu hören, sahen einander fest und schweigend an.

»Ich danke Euch für eure Gefälligkeit,« antwortete die Prinzessin, »und wünsche sie irgend einmal vergelten zu können. Sah ich aber Euch nicht auf dem Scheiterhaufen, der für den Valois bestimmt war? Risset Ihr nicht das Bild herab, das die Flammen verzehren sollten?«

»Ja, ich war es, ich that es,« antwortete die Marchesa heftig.

»Sehr wohl, Kind, aber hört meinen Rath und beachtet ihn wohl. Hütet Euch in Zukunft, euren Eifer für

die Ligue so weit zu treiben und so viel Abscheu gegen den Mann zu zeigen, den Frankreich verwünscht. Wenn das Volk in traurigem Irrthume euren Zorn für Aufopferung für seinen Feind gehalten, wenn es geglaubt hätte, Ihr wolltet das Bild des Tyrannen vor dem Feuer wahren, nicht dasselbe in Stücke zerreißen, würdet Ihr von zehntausend Schwertern zerschlagen worden seyn. Ihr erbleichet, Kind, Ihr erschrecket vor der Gefahr, der Ihr entgangen seyd, nicht wahr? Ich übertreibe nicht.«

Die Venetianerin hatte die Herzogin in tiefem Schweigen angehört, denn sie war stumm vor Entsetzen und ihr Herz schien die Brust zersprengen zu wollen. Die Stimme der Prinzessin summte in ihren Ohren wie unverständliches Geräusch und ihre Gedanken zogen weit umher.

»Was ist Euch, Signora?« fragte die Herzogin, die über dieses Schweigen, diese Blässe, diesen stieren Blick sich zu beunruhigen begann und fürchtete, sie habe eine Irre vor sich.

Die Marchesa senkte ihr Haupt auf den Busen, um die Thränen zu unterdrücken, welche ihre Augen zu füllen begannen. Die Herzogin mußte so die Weiße und Anmuth des Schwanenhalses bewundern. Endlich richtete die Venetianerin sich stolz auf und ihre Augen glänzten wieder wie Sterne.

»Hoheit,« fragte sie, »es war also das Bild des Königs, das man verbrennen wollte?«

»Himmel, welche Frage! Gewiß! Ihr fragt mich dies?«

»Verzeihet, Hoheit, verzeihet . . . Nicht dies wollte

ich sagen; ich wollte fragen, ob dies Porträt, das dem Zorne des Volkes gezeigt wurde, ähnlich sey?«

»Niemals ist der Abtrünnige getreuer gemalt worden; das Bild war ein Meisterwerk; niemals hat der Pinsel auf der Stirn unseres Herodes, des herzlosen Sardanapal, des glaubenslosen Mörders, des Heuchlers und Lügners, alle Laster so deutlich geschrieben, die er an sich trägt. Die Häßlichkeit der Sünde sprach so vernehmlich aus diesem Gesichte, daß Jedermann es erkannte. Ihr habt also den Valois niemals gesehen? Euer Haß ist nur eine Folge der allgemeinen Verwünschung?«

Die Venetianerin fühlte sich neu belebt durch diesen Strom von Verwünschungen; ihre Wangen färbten sich plötzlich und sie fuhr fort:

»Ihr kennt alle Großen im Staate so gut, Hoheit, daß Ihr wissen werdet, ob es in Frankreich, am Hofe oder bei der Ligue, einen Mann gibt, der dem Valois gänzlich gleicht.«

»Niemand in Frankreich hat, Gott sey Dank, dies Unglück, Niemand ist von Gott so ganz verlassen.«

»Aber der Graf . . . der Graf von Saveuse?«

Die Marchesa war einer Ohnmacht nahe, als sie diese Frage stellte, diesen Namen aussprach; gleichwohl wartete sie gespannt auf die Antwort.

»Der Graf von Saveuse? dieser ist unser wärmster Freund, ein Ritter von Ehre und Tugend, der tapferste Held der katholischen Union.«

»Und er gleicht ihm nicht?«

»Bei Gott, wie sie schmähet!« rief die Herzogin aus und klingelte.

Ein Offizier trat ein.

»Bittet den Herrn von Saveuse zu uns zu kommen,« sagte die Herzogin mit einem Lächeln, dessen sie sich nicht erwehren konnte.

»Er ist in dem Vorzimmer.«

»So ersucht ihn einzutreten . . . Ihr hattet ihn nicht bemerkt?« fragte die Herzogin die Signora Fabiani.

Die Venetianerin erbebte und schlug die Augen nieder, denn in ihrem Herzen zog ein neues Unwetter auf.

Der Graf von Saveuse trat ein, ehe die Marchesa die Frage beantworten konnte.

»Kommt her, werther Graf,« sagte die Herzogin noch immer lächelnd, »und reiniget Euch von einer häßlichen Beschuldigung.«

»Wer beschuldiget mich?«

»Diese Dame . . . Sie behauptet, Ihr gleichet zum Verwechseln dem Mönche, dem Ihr, wenn ich nicht irre, das Herz aus dem Leibe reißen wolltet.«

Saveuse wendete das Gesicht verächtlich nach der Italienerin. Er war ein noch junger Mann mit schönem, gebräunten energischen Gesichte, schlank gewachsen, mit kalter, würdevoller Haltung.

Die Marchesa betrachtete aufmerksam dies männliche Gesicht und fragte dann bitter:

»Und Ihr seyd der Graf Philipp von Saveuse?«

»Der Graf Philipp Gaston von Saveuse, ja, Madame, der Einzige dieses Namens.«

»Der Einzige dieses Namens!« wiederholte die Venetianerin und richtete sich stolz auf wie eine beleidigte Königin.

Saveuse und die Herzogin sahen einander verwundert an.

»Noch ein Wort, Herr . . . Waret Ihr mit Heinrich **III.** in Venedig?«

»Ja, Madame, aber nur einen Tag. Der Valois, dessen Freund ich damals leider war, sandte mich gleich nach meiner Ankunft in jener Stadt als Courier nach Paris.«

»Und damals führte Niemand in Venedig euren Namen?«

»Niemand.«

Die Marchesa verbeugte sich tief vor der Herzogin von Montpensier, schritt ohne ein Wort hinzuzusetzen aus dem Zimmer hinaus, stolz durch das Vorzimmer hindurch, in welchem ihr Alle Platz machten und sagte zu la Gazette, der sich vor ihr verbeugte: »Folgt mir!«

In dem kleinen Zimmer, welches man ihr in dem Hause gegeben hatte, schloß die Signora Fabiani mit la Gazette und Venezia sich ein und sagte zu dem Normann mit der Ruhe, welche stets heftige Aufregung in ihrem Herzen verrieth:

»Was wirft man dem Könige von Frankreich vor? Was will die Ligue, zu der Ihr gehört, von ihm? belehret mich.«

»Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Signora, ich bin nicht stark in der Politik, sie ist mein Fach nicht. Glaubt man den Herren Sechzehn und den Herren Geistlichen, so ist der Valois ein Vetter des Bösen, dem man alle Schlechtigkeiten zuschreibt und den man hängen möchte. Das ist alles was ich weiß. Ich selbst bin der Ligue beigetreten, um etwas

zu thun und aus Ehrgeiz; ich bin sehr reich geworden und glaubte, das einzige Mittel, mein Vermögen in diesen unruhigen Zeiten zu erhalten, bestehe darin, mit dem Hofe oder der Ligue gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Hof kam mir indeß als die schwächste Partei vor; deshalb diene ich der Ligue. Mein System heißt, so wenig ungeschickt als möglich zu seyn.«

»Ihr seyd also sehr schnell reich geworden?«

»Ich habe zum Theil viel geerbt, zum Theil viel geplündert, im Ganzen Glück gehabt. Mehr braucht man in jetziger Zeit nicht.«

»Sollte Euch eure Klugheit nicht unrecht gerathen haben, als sie Euch empfahl, auf die Seite des Aufruhrs zu treten?«

»Es ist alles möglich, wenn auch nicht alles wahrscheinlich ist.«

»Was würde Euch geschehen, wenn die Partei des Königs siegte?«

»Signora,« antwortete la Gazette, indem er das Gesicht verzog, »da könnte mancherlei geschehen, denn wir wären die Besiegten und in diesem Falle gebe ich keinen Pfifferling für das Leben der Herren von Mayenne, Aumale, Saveuse oder auch für den Kopf der Prinzessin von Montpensier und tutti quanti, wie man bei Euch sagt.«

»Ihr sagt mir aber nicht, was Ihr selbst thun würdet.«

»Hm! Ich würde . . . ich würde alles thun, was ein ehrlicher Mann am Galgen thun kann . . .«

»Und euer Vermögen?«

»Da berührt Ihr einen delicaten Punkt . . . Mein Vermögen würde den Günstlingen des Valois zufallen, was mir selbst im Sterben unangenehm wäre, denn die Günstlinge sind mir verhaßt und mein Vermögen ist groß. — Zum Teufel, wohin zielt sie?« dachte der Normann bei sich, indem er Venezia von der Seite ansah.

»Wenn Ihr nun auf ein Mittel bedacht wäret, euer Leben in Sicherheit zu bringen und euer Vermögen vor den Günstlingen zu retten? Würdet Ihr ein Mittel, wenn es sich darböte, unbenutzt lassen?«

»Ich hatte bereits die Ehre Euch zu sagen, Signora, daß ich alles, was ungeschickt ist, nicht liebe.«

»Dies Mittel ist gefunden.«

»Ventre sain-gris! wie man bei den Ketzern sagt. Ihr sprecht wie ein Buch, Signora.«

»Welche Rolle spielet Ihr in eurer Partei?«

»Die einzige, die ich spielen kann, ich schlage mich.«

»Das meine ich nicht . . . Ist eure Stellung von Wichtigkeit?«

»Ich commandire zwei Freicompagnien, mit denen ich mich wie ein Löwe schlage; ich commandire das Fähnchen des Grafen von Saveuse, das sich vortrefflich schlägt und habe das Commando über die Vorstadt und das Thor St. Eustache in Paris, wo wir uns binnen kurzem auch ganz gut schlagen werden; denn man sagt, die beiden Könige wollten uns belagern. Man zieht mich zu dem Kriegsrathe und ich gebe da immer nur eine Ansicht: den Feind zu schlagen. Ihr sehet, daß ich immer so ziemlich dasselbe thue.«

»Das, was ich von Euch verlangen will, wird sehr leicht seyn.«

»Befehlt.«

»Ich bin die Freundin des Königs, versteht Ihr? die Verleumdungen, die man über ihn ausstreut, die Schmähungen, mit denen man ihn überhäuft, empören mich und obgleich ich ein schwaches Weib bin, soll er doch den Haß niederwerfen, von dem er umgeben ist, soll er in seine Hauptstadt wieder einziehen, seinen Thron wieder besteigen und seine Feinde zuchtigen.«

»Das ist eine schwere Aufgabe! Ihr nehmt Euch viel vor, Signora. Freilich, mit einer Armee von Frauen gleich Euch würde der Valois bald wieder im Louvre seyn . . . . Wäre es nicht einfacher, Ihr fordertet mich auf, auf die Seite der Socialisten zu treten und auf die Liguisten loszuschlagen? das würde ich verstehen.«

»Das wäre im Grunde nur ein Schwert mehr im Dienste Sr. Majestät . . . Wir brauchen aber Siege und da rechne ich sehr auf Euch wegen — der Niederlagen.«

»Ihr habt ja einen harten Kopf und könnt einige Hiebe vertragen, la Gazette,« meinte Venezia.

»Nehmt mir's nicht übel, aber ich verstehe Euch nicht und sehe auch nicht ein, welchen Vortheil ich gewinnen könnte . . .«

»Der König wird von eurem Thun benachrichtiget werden . . . Ihr richtet Euch immer so ein, daß Ihr bei jedem Kampfe mit dem Heere des Hofes zurückweicht; wenn Ihr in Paris belagert werdet, übergebt Ihr die Vorstadt, in welcher Ihr befehliget.«

»Sehr wohl und dann . . .?«

»Dann ernennt Euch der König zum General, gibt Euch ein Geschenk aus seinem Schatze und . . .«

»Und . . .?«

»Und ich ersuche Euch als Zeichen meiner Dankbarkeit meinen Palast in Venedig und hunderttausend Thaler anzunehmen.«

»Hm! hm!« entgegnete la Gazette, indem er zu wiederholten Malen hustete. »Wie Schade!«

»Wie Schade?« fragte Venezia.

»Ja, wie Schade, daß ich reich bin. Wenn ich arm wäre, nähme ich den Antrag an ohne zu handeln.«

»Nun welches Vermögen besitzet Ihr,« fiel das Zigeunermädchen ein, »wenn Ihr nicht gar ein gewisses Kästchen mit Diamanten gefunden habt.«

»Nun ich habe . . . ich habe zu leben,« stammelte la Gazette.

»Auf der andern Seite,« fuhr die Marchesa fort, »wird der König, wenn er von eurem Starrsinn, eurer Theilnahme an dem Aufruhre und eurem Reichthume hört, Euch hängen und euer Vermögen einziehen lassen, sobald er Paris wieder genommen hat.«

»Ich sage auch nicht, daß in dem was Ihr da bemerkt, nicht etwas Wahres sey,« entgegnete der Normann, der sich hinter dem Ohr kratzte . . . »Wir wollen also einmal wiederholen. Ich werde zum General ernannt; das ist ganz hübsch . . . Ich empfange ein Geschenk von Sr. Majestät . . . gut! Wie groß könnte eurer Meinung nach dieses Geschenk wohl seyn?«

»Eine Baronie mit einem jährlichen Einkommen von tausend Pistolen.«

»Ganz hübsch . . . dann einen Palast in . . . Wie viel ist euer Palast werth?«

»Eine halbe Million.«

»Ach! Und dazu hunderttausend Thaler? Sehr gut, sehr gut!«

»Auch gebe ich Euch auf jeden Backen einen Kuß,« sagte Venezia lachend.

»Das würde keinen großen Eindruck auf mich machen; ich bin ein Mann von guten Sitten . . . Frau Marchesa, ich werde die Ehre haben, mich tüchtig schlagen zu lassen, um Euch gefällig zu seyn . . . Es ist abgemacht.«

»Und Ihr übergebt das Thor St. Eustache?«

»Das übergebe ich, so wahr ich ein Normann bin.«

»Ihr könnt dann auch auf mich rechnen . . . Jetzt sagt mir, was gedenken die Liguisten zu thun?«

»Herr von Maintenon soll Chartres überrumpeln und wir, Saveuse und ich, werden übermorgen früh mit vierhundert Reitern aufbrechen, um Chateaudun zu nehmen.«

»Wird die Herzogin von Montpensier lange in Etampes bleiben?«

»Nein; die ganze Procession kehrt morgen nach Paris zurück.«

»Wo ist der König jetzt?«

»In Beaugency, auf der Straße nach Bordeaux, fünfzehn Stunden von hier.«

»Könnt Ihr mir einen Geleitsbrief geben, damit ich aus dem royalistischen Lager frei nach Paris gelangen kann?«

»Ja, Signora; nehmt dies, — es ist ein unausgefüllter Paß, von der Herzogin selbst unterschrieben.«

»Ich danke Euch . . . Nehmt Ihr dafür diesen Ring, das Pfand eures künftigen Glanzes, lasset mir zwei Pferde für diese Nacht bereit halten und befehlt einem eurer Reiter mich zu begleiten. Gott behüte Euch, Herr Baron.«

La Gazette entfernte sich rücklings, von diesen letzten Worten ganz betäubt und sobald er fort war, sank Signora Fabiani auf ihre Knie, nahm das Fahnenstück aus ihrem Busen, wo sie es geborgen hatte, betrachtete es mit Thränen in den Augen und sprach:

»Ach, mein Gott, alles in diesem Herzen, das Du mir gegeben hast, ist Liebe und Vergebung.«

»Er ist es also?« flüsterte Venezia mit bewegter Stimme.

»Ja, er ist es, den ich auf einem Scheiterhaufen wiedergefunden habe, den ein ganzes Volk verwünscht; unglücklich, verfolgt fand ich ihn wieder.«

»Der König!« rief Venezia aus. »Der König!« Und sie betonte das Wort mit dem Ausdrucke des Hasses.

»Ja, der König, eben so wie ich ihn gekannt habe, ohne Reich, ohne Krone . . .«

»Ohne Treue, ohne Ehre, ohne . . . Liebe!«

»Venezia!«

»Und Ihr geht diesem Manne entgegen, arme liebe Herrin, weil ihr ihn bemitleidet. Ihr wollet ihm die Hand reichen, weil er von Allen verlassen und gehaßt ist . . . Ihr liebt ihn also noch?«

»Ob ich ihn liebe!« entgegnete die Marchesa. »Ach, arme Venezia, hört die Blume, die der Sturm beugte, auf

die Sonne zu lieben, weil sie die Strahlen derselben einige Tage entbehrte? Hören wir auf Gott zu lieben, weil er uns prüfte? Wäre der König stark und mächtig, so würde ich ihn verachtet, ihn gemieden, vielleicht mich an ihm gerächt haben; jetzt bedecke ich das Bild der gefallenen, verfolgten, geschmähten Majestät mit Küssen . . . So ist mein Herz . . . Wir brechen diese Nacht noch auf nach Beaugency . . .«

»Die Tochter des Inca, meine Großmutter, that was Ihr thun wollet; sie reiste von den Bergen der Anden nach Madrid, um ihren Gatten da zu suchen; ihr Herz war ein Schatz von Liebe und Verzeihung wie das eurige; sie fand aber in Don Vivez einen Undankbaren . . . Wir reisen diese Nacht ab, liebe Herrin, denn ich bin euer Schatten, euer Peblo.«

Die Marchesa erbebte bei dieser Erinnerung, sie faltete die Hände und betete.

Venezia betrachtete sie schweigend; zwei große Thränen rollten über die Wangen des muthigen, stolzen, aufopfernden Mädchens, das vielleicht zum ersten Male in seinem Leben weinte.

Ende des dritten Theiles.